


krisis

Kritik der Warengesellschaft

Ernst Lohoff

Jenseits des *Homo faber* oder die Rückgewinnung der Lebenszeit

krisis 4 / 2024

Jenseits des *Homo faber* oder die Rückgewinnung der Lebenszeit

Ernst Lohoff

krisis 4/2024
Kritik der Warengesellschaft

krisis – Kritik der Warengesellschaft 4/2024

Berlin: epubli, 2024

Hrsg.: Förderverein krisis – Verein für kritische Gesellschaftswissenschaft e.V.
Postfach 81 02 69 | 90247 Nürnberg

Tel.: (+49) 911 7056 28

www.krisis.org
krisisweb@yahoo.de

ISSN 2196-940X
CC BY-NC 3.0 DE

Zitation: Lohoff, Ernst: Jenseits des *Homo faber* oder die Rückgewinnung der Lebenszeitren. krisis. Kritik der Warengesellschaft 4/2024, Berlin: epubli 2024.
<https://www.krisis.org/jenseits-des-homo-faber/>

Inhalt

| | |
|--|----|
| Zusammenfassung | 5 |
| I. Die kapitalistische Tätigkeitsform der Arbeit, Arbeitskraft und Ware Arbeitskraft | 8 |
| II. Historisches: Arbeitszeitkämpfe im Zeichen des Klasseninteresses | 24 |
| III. Die Arbeitszeitfrage und Arbeitskritik heute | 38 |
| Literatur | 51 |

Zusammenfassung

Die Ware, die die Lohnarbeiterin zu Markte trägt, ist keine Ware wie jede andere. Wie schon Marx betonte, ist die Arbeitskraft die einzige Ware im Warenuniversum, die sich von ihrer Eigentümerin der Lohnarbeiterin¹, nicht ablösen lässt. Wer die eigene Arbeitskraft veräußert, veräußert Lebenszeit. Der Arbeitskraftverkäufer tritt für die Arbeitszeit an die Käuferin das Recht ab, darüber zu verfügen, was er zu tun und zu lassen hat. Das verleiht dem Interessengegensatz zwischen den Käuferinnen und Verkäufern der Ware Arbeitskraft eine von anderen Warentransaktionen unbekannte Zusatzdimension. Die Interessen gehen nicht nur bei der Lohnhöhe auseinander, sondern auch bei der Frage, wie groß der Anteil der Arbeitszeit an der Lebenszeit der Beschäftigten sein soll.

Das Interesse der Arbeitskraftbesitzerinnen in den Lohnkämpfen unterscheidet sich nicht weiter von den Interessen anderer Typen von Warenbesitzern. Ob Immobilie, Aktie oder Schokolade, der Verkäufer strebt nach einem möglichst hohen und die Käuferin nach einem möglichst niedrigen Preis. Die Frage, wie viel Zeit die Einzelnen mit fremdbestimmter Tätigkeit zubringen müssen, betrifft unmittelbar die Lebensgestaltung, und das verleiht Kämpfen für die Reduktion der Arbeitszeit eine über das bloße Geldinteresse hinausweisende bedürfnispolitische Dimension.

Seit der Chartisten-Bewegung der 1830er-Jahre spielten Arbeitszeitkämpfe in der Geschichte der Arbeiterbewegung immer wieder eine Schlüsselrolle. Im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert etwa hatte keine andere Forderung über alle Branchen und Ländergrenzen hinweg eine derartige Ausstrahlungskraft wie die nach dem Achtstundentag. Das hielt zumindest die Arbeiterbewegung sozialdemokratischer und kommunistischer Provenienz freilich nie davon ab, in das Hohelied der Arbeit und des Produzierens einzustimmen und den Werkzeuge schwingenden *Homo faber* als Inbegriff des Menschen zu feiern. Für eine Bewegung, deren historische Mission in der Durchsetzung der Lohnarbeiterinteressen bestand, war es funktional, sich sowohl die mit dem Kapital entstandene Religion des Produktivismus zu eigen zu machen als auch das aus dem Aufklärungsdenken stammende Menschenbild des *tool making animal* (Benjamin

¹ Ich benutze in diesem Text abwechselnd die grammatikalisch weibliche und männliche Form.

Franklin) zu übernehmen. Die Abhängigkeit des Kapitals von der Ware Arbeitskraft war nun einmal das einzige Pfund, mit dem die Arbeiterbewegung wuchern konnte. Was lag da näher, als den Kampf um Anerkennung des Arbeiters als gleichberechtigten Warensubjekt mit der Überhöhung der eigenen Ware zu legitimieren?

Die Arbeiterbewegung ist schon lange Geschichte, und in Sachen Arbeitszeitreduktion herrschte jahrzehntelang Schweigen. Angesicht der chronischen Übernutzung der Ressource Mensch und der sukzessiven Verwandlung der Arbeitsgesellschaft in eine Art Burn-out-Gesellschaft drängt die Arbeitszeitfrage indes wieder auf die Tagesordnung. Nach einer Studie der Hans-Böckler-Stiftung wünschen sich hierzulande immerhin 81 Prozent der Beschäftigten eine Viertage-Woche. Damit sich noch einmal ein emanzipatives Lager formieren kann, wäre es freilich dringend geboten, das individuelle Bedürfnis nach mehr Lebenszeit mit einer umfassenderen emanzipativen Perspektive zu verbinden. Das hieße allerdings, den Rahmen bloßer Interessenpolitik hinter sich lassen und zum Thema machen, warum sich drängende gesamtgesellschaftliche Probleme nur lösen lassen, wenn die Gesellschaft aufhört, um die Sonne der Arbeit zu kreisen.

Die Lebenszeitfrage und die ökologische Frage sind miteinander verschwistert. Wer wie die Anhänger eines *Green New Deal* die Klimakatastrophe zu verhindern verspricht und gleichzeitig das Ziel exponentiellen Wirtschaftswachstums fortschreibt, versucht sich an einer Quadratur des Kreises. Entweder die Weltgesellschaft befreit sich vom Zwang, immer höhere Warenberge aufzutürmen, oder sie zerstört angesichts des erreichten Produktivitätsniveaus über kurz oder lang die Naturgrundlagen des menschlichen Lebens. Die Gesellschaft kann aber nicht aus dem Produktivismus aussteigen, ohne die Lebenszeit, die Menschen mit der Herstellung und dem Vertrieb toter Dinge zubringen, radikal zu reduzieren.

Aber nicht nur, weil sie der Sache nach zusammengehören, gilt es die Lebenszeitfrage als Schnittstellenforderung zu formulieren. Darüber hinaus eröffnet dies im Zeitalter des Interessenkampfes unbekannte Möglichkeiten der Solidarisierung und Mobilisierung. Im vorliegenden Text wird das insbesondere an der Frage der in Lohnarbeit verwandelten Care-Tätigkeiten thematisiert. Noch nie hat sich ein Werkstück das Anliegen der um Arbeitszeitverkürzung kämpfenden Industriebelegschaft zu eigen gemacht. Im Care-Sektor sind aber die Arbeitsbedingungen der einen die Lebensbedingungen der anderen – und

das eröffnet ganz andere Solidarisierungspotenziale. Diese Wende von bloßer Interessenpolitik zur Bedürfnispolitik ist freilich an eine Neubestimmung des gesellschaftlichen Reichtums gebunden. Was wollen wir: Warenreichtum und Selbstzerstörung oder Bedürfnis- und Beziehungsreichtum? Das ist aus einer emanzipativen Perspektive die Grundfrage, die es zu stellen gilt.

I. Die kapitalistische Tätigkeitsform der Arbeit, Arbeitskraft und Ware Arbeitskraft

1.

Olaf Scholz 2023 trat am Tag der Arbeit bei der Kundgebung des Deutschen Gewerkschaftsbunds in Koblenz auf und verkündete: »Respekt für Arbeit ist das, was für unsere Demokratie und unser Miteinander unverzichtbar ist«, und zwar »Respekt vor jeder Form von Arbeit« und nicht nur vor der von »Ingenieuren und IT-Fachkräften« (Scholz 2023). Für diese Botschaft konnte er sich nicht nur der Zustimmung der Kundgebungsteilnehmer sicher sein; es war von vornherein klar, dass auch vonseiten seiner politischen Gegner kein Widerspruch kommen würde – nicht einmal von der FDP. Dabei ist Scholz' Botschaft genauso absurd wie zynisch. Natürlich verdient jeder Mensch Respekt, aber keinesfalls alles, was Menschen treiben oder gezwungen sind zu treiben, schon gar nicht in der Arbeitswelt. Es wimmelt dort von Beschäftigungen, die menschenunwürdig sind und alle Arten von ökologischem und sozialem Schaden anrichten. Niemandem sollte zugemutet werden, tagaus, tagein an einer Supermarktkasse zu sitzen. Und worin soll der soziale Nutzen von Steuerberaterinnen und Immobilienmaklern bestehen? Eine zur Vernunft kommende Gesellschaft würde diese Beschäftigungen genauso wie viele andere Arbeiten nicht mit Respekt behandeln, sondern einstellen.

In einer freien Gesellschaft wäre es von ihrem konkreten Inhalt und ihren sinnlich-stofflichen Resultaten abhängig, welche Tätigkeiten aner kennenswert und förderungswürdig und welche zu ächten und abzuschaffen sind. Was der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse dient, die Entfaltung der Individuen fördert und den Erhalt der Naturgrundlagen unseres Lebens sicherstellt, hat eine *raison d'être*, alles andere hingegen nicht. Die Wirtschaftstheologie, wie sie die BWL und die VWL predigen, mag noch so stur behaupten, die Bedürfnisse »bilden [...] die Basis für die gesamte Wirtschaft«², allein die Existenz zahlloser Bullshit-Jobs zeigt die Absurdität dieser Vorstellung. In der Warengesellschaft entscheiden nicht die menschlichen Bedürfnisse zwischen wichtig und unwichtig,

² <https://www.bwl-lexikon.de/wiki/beduerfnisse-und-bedarf/>

zwischen dem, was zu tun und dem, was zu lassen ist, sondern ein ganz anderes Prinzip: Was dem Gelderwerb dient, hat Priorität; alles andere rangiert unter ferner liefen, bleibt Privatvergnügen.

Das Scholz'sche Respektgeschwurbel verdient eigentlich schallendes Gelächter und energischen Widerspruch, und doch trifft es auf fraglose Akzeptanz. Ein Grund dafür dürfte darin zu suchen sein, dass es sich um die Endmoräne einer langen Denktradition handelt. Zusammen mit dem Kapitalismus hat sich der Kultus der Arbeit herausgebildet und vereint seit fast 200 Jahren alle politischen Strömungen. Ein ganz entscheidender Schritt auf dem Weg zur Verallgemeinerung der Arbeitsreligion war die Konversion des antikapitalistischen Lagers. Anfang des 19. Jahrhunderts hatten sich die unterständischen Schichten noch vehement gegen die Unterwerfung unter die Lohnarbeit gestemmt und die sich immer weiter verbreitende Fabrikarbeit als ein niemandem zumutbares Übel bekämpft. Nachdem diese Art von Widerstand ein für alle Mal gebrochen war, formierte sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts eine Emanzipationsbewegung neuen Typs. Diese akzeptierte die Niederlage, entwickelte eine Art Stockholm-Syndrom und begann sich mit der den Proletariern aufgezwungenen Existenz als Arbeitskraft zu identifizieren; sie träumte gar von einer Gesellschaft, die sich um die Sonne der Arbeit dreht.

2.

Das Arbeitsethos der klassischen Arbeiterbewegung war von deren Anfängen bis zu deren Hinscheiden ein Ethos des Produzierens und der Dienstbarmachung der Natur. Als *pars pro toto* hier nur zwei literarische Beispiele: Das aus der Feder von Ferdinand Freiligrath, einem Mitglied des Bundes der Kommunisten und Redakteur der von Marx 1848 herausgegebenen *Neuen Rheinischen Zeitung* stammende Gedicht »Ehre der Arbeit«, gibt schon im Titel den Ton vor.

Wer den wucht'gen Hammer schwingt,
wer im Felde mäht die Aehren,
wer ins Mark der Erde dringt,
Weib und Kinder zu ernähren,
wer stroman den Nachen zieht,
wer bei Woll und Werg und Flachse

hinterm Webstuhl sich müht,
dass sein blonder Junge wachse:
Jedem Ehre, jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiss,
der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
hinterm Pfluge! – doch auch dessen,
der mit Schädel und mit Hirn
hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

Und in der viele Jahrzehnte später, im Jahr 1929, entstandenen Ode »Der an den Schlaf der Welt rührt – Lenin« von Johannes R. Becher heißt es nicht weniger schwülstig:

Er rührte an den Schlaf der Welt
Mit Worten, die Blitze waren.
Sie kamen auf Schienen und Flüssen daher
Durch alle Länder gefahren.
Er rührte an den Schlaf der Welt
Mit Worten, die wurden Brot,
Und Lenins Worte wurden Armeen
Gegen die Hungersnot.
Er rührte an den Schlaf der Welt
Mit Worten, die wurden Maschinen,
Wurden Traktoren, wurden Häuser, Bohrtürme und Minen –
Wurden Elektrizität,
Hämmern in den Betrieben,
Stehen, unauslöschbare Schrift,
In allen Herzen geschrieben.

Da wie dort wird freilich nicht nur mit großem Pathos die Arbeit als solche glorifiziert, sondern diese zugleich auf Produktionsarbeit und ihre kleine Schwester, die Transportarbeit, reduziert.³ Der spätere Text unterscheidet sich vom

³ Im Gegensatz zu Becher erwähnt Freiligrath zwar en passant die Existenz geistiger Arbeit. Um sie mit zu adeln, verwandelt er sie aber metaphorisch in ihr Gegenteil, in körperliche Plackerei. Aus der Hirntätigkeit wird Pflügen.

früheren lediglich insofern, als die Arbeit in der Zwischenzeit eine technische Hochrüstung erfahren hat. An die Stelle der von Menschen oder Tieren gezogenen Kähne ist der Schienenverkehr getreten, und die Bewaffnung des Arbeiters im Kampf mit der Natur hat sich vom Hammer zum riesigen Maschinenpark fortentwickelt, womit sich die naturverändernde Kraft der Produktionsarbeit vervielfacht hat. Auch bei den theoretischen Stichwortgebern der Arbeiterbewegung bedeutet Arbeit im Kern Produktionsarbeit. Als Friedrich Engels den *Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen* beschwor, ging es ausschließlich um die Umgestaltung von Naturstoff, also die Fabrikation von Werkzeugen und deren Anwendung zur Gütererzeugung.

In einer Hinsicht wich die Vorstellungswelt der Arbeiterbewegung allerdings von der des übrigen arbeitsreligiösen Lagers ab. Ihre Vordenker vertraten die Auffassung, alle Formen von Kapital – auch das industrielle – stünden in einem prinzipiellen Gegensatz zur Arbeit.⁴ Gestützt auf die Marx'sche Mehrwerttheorie wurde der Arbeiterklasse eine Monopolstellung als Schöpferin allen Reichtums zugesprochen, die übrigen Elemente des Arbeitskults à la Arbeiterbewegung sind allesamt aus dem Fundus des bürgerlichen Denkens übernommen. Die Verengung von Arbeit auf Produktion und Naturbewältigung kennzeichnet bereits die klassische Ökonomie, insbesondere Adam Smiths *Wealth of Nations*. Aufgeweicht geistert sie bis heute durch die Arbeitsdefinitionen der VWL, wo die Arbeit nach wie vor als einer der Produktionsfaktoren neben Boden und Kapital figuriert. Und auch bei Engels' Vorstellung, die Entwicklung der menschlichen Spezies sei im Kern die Entwicklung des Werkzeuge einsetzenden *Homo faber*, handelt es sich um ein Remake. Die Vordenker der Aufklärung und der Durchkapitalisierung der Welt hatten das schon lange vorher propagiert, und Benjamin Franklin brachte im 18. Jahrhundert dieses Menschenbild auf die klassische Formel, als er den Menschen als *tool-making animal* bezeichnete.

Die Gleichsetzung von Arbeit und Produktion war schon immer eine ideologische Figur und keineswegs ein getreues Abbild der gesellschaftlichen Wirklich-

⁴ Die liberale Variante der Arbeitsreligion legitimiert in Anlehnung an Locke jede Form des Eigentums als Arbeitsfrucht. Der ›Antikapitalismus‹ von rechts verlegte die Trennlinie zwischen der Welt der Arbeit und der Welt der Nicht-Arbeit ins Kapital und unterschied zwischen dem ›schaffenden‹ industriellen Kapital und dem ›raffenden‹ Finanzkapital.

keit. Die kapitalistische Tätigkeitsform der Arbeit beschränkte sich zu keinem Zeitpunkt ihrer Geschichte auf die Erzeugung von Gütermarktwaren. Seit jeher umfasste die gesellschaftliche Gesamtarbeit auch Verrichtungen, deren Inhalt mit Naturumformung nichts gemein haben, und ausschließlich auf die Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Form gerichtet sind. Dazu zählen zum einen die mit der Verwaltung von Geldströmen verbundenen Arbeiten, wie sie in Banken oder in der Lohnbuchhaltung anfallen. In diese Rubrik fallen aber auch alle mit der Abwicklung von Rechtsbeziehungen verbundenen Arbeiten, etwa im Justiz- und Verwaltungswesen.⁵ Mit der Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft ist der Anteil von derlei Beschäftigungen an der Gesamtarbeit immer weiter gestiegen. Heute stellen die mittelbar oder unmittelbar mit Güterproduktion Beschäftigten unter den Erwerbstätigen längst eine Minorität dar. Trotzdem ist es nach wie vor gang und gäbe in den gängigen Arbeitsdefinitionen die Begriffe Arbeit und Produktion ineinander verschwimmen zu lassen und Arbeit letztlich auf den Umgang mit Naturstoff zu reimen. Ein Grund dafür dürfte darin zu suchen sein, dass die Gleichsetzung mit der Produktion von Gütern die Arbeit als unhintergebar erscheinen lässt. Bekanntlich lebt der Mensch in keiner Gesellschaft und zu keiner Zeit allein von Luft und Liebe. Unabhängig wie sie ihren sozialen Zusammenhang ausgestalten, müssen die Menschen die Dinge, die sie zur Befriedigung ihrer diversen Bedürfnisse benötigen, der Natur abgewinnen. Wer Arbeit als ein anderes Wort für die Erzeugung von Gütern behandelt, hat aus dieser eine alle Gesellschaftsformation übergreifende Konstante gemacht. Wenn Arbeit und die Auseinandersetzung mit der Natur Synonyme sind, dann gingen schon unsere Altvorderen zur Arbeit, wenn sie dem Mammut nachstellten oder Früchte sammelten, und auch unsere Nachfahren konnten der Notwendigkeit zu arbeiten nicht entkommen – von der Dystopie einer voll automatisierten Gesellschaft abgesehen.

⁵ Selbstverständlich wirkt die Herrschaft von Geld und Recht auf den Umgang mit der Natur zurück. Das macht sie aber nicht zu einem Teil des Naturverhältnisses. Wer mit Geld und Paragraphen hantiert, hantiert mit gesellschaftlichen Beziehungen und nicht mit Natur. Viren, Pflanzen, Tiere oder ganze Ökosysteme reagieren nun einmal weder auf Rechtsvorschriften noch auf monetäre Anreize.

3.

Die Gewohnheit, Arbeit mit Produktion gleichzusetzen, hat aber noch tiefere Gründe als die Mystifizierung der Arbeit zu einer überhistorischen Größe. Dass die Arbeitsreligion seit ihren Anfängen in erster Linie das Hohelied der Produktion singt, spiegelt auch die besondere Bedeutung wider, die dieser für das Funktionieren der kapitalistischen Gesellschaft zukommt. Zwar muss jede Gesellschaft Güter herstellen, damit ihre Mitglieder bekommen können, was sie zum Leben brauchen, in der kapitalistischen Gesellschaft mutiert das Produzieren aber zum Selbstzweck, und das macht sie zur einzigen dem Produktivismus verfallenen Gesellschaft in der Geschichte. Als »personifiziertes Kapital« agiert der industrielle Kapitalist als »Fanatiker der Verwertung des Werts« und zwingt »die Menschheit zur Produktion um der Produktion willen.« (MEW 23, S. 618) Eine auf Warenproduktion beruhende Gesellschaft kann nur existieren, solange es ihr gelingt, den Güterausstoß permanent zu steigern. Indem die Arbeitsreligion das Produzieren zu dem erhebt, was den Menschen zu Menschen macht, deutet sie die Unterwerfung unter den produktivistischen Zwang zum Inbegriff menschlicher Selbstverwirklichung um und verleiht ihr höchste Weihen. Diese produktivistische Ausrichtung der warenproduzierenden Gesellschaft ist untrennbar mit einem historisch spezifischen Verhältnis zur Natur verbunden. Im warengesellschaftlichen Naturverständnis ist der Mensch aus dem Netz des Lebens herausgeschnitten und tritt der Natur als Souverän mit absolutem Verfügungsanspruch gegenüber. Damit verwandelt sich diese in eine Ansammlung von Ressourcen, an denen die Produzenten nach Belieben Raubbau treiben können. Der blaue Planet und das Leben, das er beherbergt, bilden eine große, aber begrenzte Einheit, in der kapitalistischen Logik existieren aber nur isolierbare Einzelressourcen, und relevant ist allein deren aktuelle Verfügbarkeit für die Kapitalakkumulation. Wie es um deren Regenerationsfähigkeit bestellt ist, interessiert genauso wenig wie die Lebensgrundlagen künftiger Generationen. In seinen Frühschriften bezeichnete Marx »die Natur« als den »unorganischen Leib des Menschen« (MEW 40, S. 516). Mit dieser Metapher wollte er betonen, wie abhängig der Mensch von der Natur ist und gleichzeitig die Entfaltungsspielräume herausstellen, die ihm das Wechselspiel mit dieser eröffnet. Das Verhältnis des *Homo capitalisticus* zu seinem »unorganischen Leib« ist hochgradig selbstzerstörerisch und könnte als beziehungslose Beziehung

klassifiziert werden. Zum bloßen toten Objekt degradiert (Vgl. Bierwirth 2024) hat die Natur vom warengesellschaftlichen Standpunkt aus nur zwei Daseinszwecke: Sie liefert die Rohmaterialien zur Herstellung möglichst vieler Waren, und sie dient als Senke für die bei der Produktion und Konsumtion von Waren anfallenden Abfallprodukte.

4.

Kapitalismus heißt stets Produktivismus. Allerdings löste sich die produktivistische Ideologie im Laufe ihrer Entwicklung sukzessive von der Lobpreisung des *Homo faber* ab. Das Pathos, mit dem der mit Werkzeugen und Maschinen bewaffnete, die Natur sich untertan machende Arbeitsmann einst gefeiert wurde, wirkt inzwischen befremdlich. Niemand applaudiert noch »Produktionsschlachten« schlagenden »Armeen der Arbeit«, wie es einst in den realsozialistischen Ländern gang und gäbe war. Keine politische Strömung fasst heute noch das Volk, das sie zu vertreten beansprucht, als Gemeinschaft der »Arbeiter der Stirn und Faust«. Doch die Arbeitsreligion treibt nach wie vor bunte Blüten. Regierungsmitglied Christian Lindner will gerade »Lust auf Überstunden« machen. Ein ehemaliger Minister wettete angesichts des letzten großen Börsencrashes gegen die »virtuelle Leichtigkeit des Geldspiels« und setzte diesem »die ehrliche Arbeit« entgegen. Im Klappentext zu dem 2011 erschienen gleichnamigen Buch von Norbert Blüm erfährt der Leser die »existentielle Schwere der Arbeit ist ein anthropologisches Grundbedürfnis«. (Blüm 2011) Um deren existentieller Schwere teilhaftig zu werden, muss sich in Blüms Verständnis freilich niemand mehr vom Bürostuhl erheben und in die Werkshalle eilen. Während der Aufstiegsphase der Warengesellschaft schmückten bekanntlich noch zahlreiche Staaten ihre Nationalflaggen mit Handwerkszeug aus dem Geräteschuppen des *Homo faber*. In Europa ist von dieser Tradition gerade einmal die Ausstattung des Bundesadlers im österreichischen Staatswappen übriggeblieben. Der hält noch die Utensilien in Krallen, mit denen er in den sozialdemokratisch dominierten Anfangstagen der ersten Republik ausgestattet worden ist: Hammer und Sichel.

Durchsetzungsideologien verblassen in der Regel mit der Erfüllung ihrer historischen Mission. Der Kult des *Homo faber* verlor in dem Maße seine Strahlkraft, wie die Eigentümlichkeiten der kapitalistischen Tätigkeitsform, der er einst höhere Weihen verlieh, den Menschen in Fleisch und Blut übergegangen waren und

sich über die Produktionsarbeit hinaus verallgemeinert hatten. Das betrifft vor allem zwei zentrale Charakteristika der Arbeit. Der Werkzeuge schwingende und Maschinen schaffende und einsetzende Mann macht sich zum Herrn über die Natur, die ihm ein nach Belieben benutzbarer Arbeitsgegenstand ist. Mit dem Siegeszug der Arbeit ist diese dichotomische Ordnung von Arbeitssubjekt als aktivem Pol einerseits und passiv gedachtem Arbeitsgegenstand andererseits omnipräsent geworden. Selbst wo Arbeit die Interaktion zwischen Menschen zum zentralen Inhalt hat, wie z.B. in Schulen und Arztpraxen, wird ihr diese Ordnung übergestülpt, der zufolge die einen tun müssen, während den anderen getan wird.

Der Mensch ist nicht nur ein an Bedürfnissen, sondern auch an Kenntnissen und Fertigkeiten reiches Wesen. Er kann durch sein kollektives Handeln die Welt, in der er lebt, tiefgreifend umgestalten. Dieses Potential hat sich mit dem Übergang zur modernen Warengesellschaft und deren Entfaltung zum einen potenziert und zum anderen in einer erschreckenden Weise realisiert. Aus Gehorsam gegenüber den warengesellschaftlichen Diktaten ist die Menschheit drauf und dran, den Planeten, auf dem sie lebt, unbewohnbar zu machen. Das Ausmaß menschlichen Einflusses konnte nur deshalb explodieren, weil das Ausmaß menschlicher Kooperation exponentiell gewachsen ist. Einst wirkten kleine soziale Einheiten, gestützt auf Erfahrungswissen und entsprechend vergleichsweise bescheidenen Mitteln, auf die Natur ein, heute sind global vernetzte Produktionszusammenhänge am Werk, die über hochgradig aggregiertes Wissen: die Produktivkraft Wissenschaft verfügen. Welche immense Steigerung die Reichweite menschlichen Handelns mit der modernen Warengesellschaft erfuhr und dass es sich vor allem destruktiv auswirkt, hat sich inzwischen herumgesprochen, wie der seit einigen Jahren in aller Munde befindlich Neologismus »Anthropozän«⁶ dokumentiert. Selbst erdgeschichtlich ist menschliches Handeln in den letzten 200 Jahren immer mehr zum entscheidenden Faktor geworden, und als Ergebnis zeichnet sich die Verwandlung der Erde in eine Wüste ab.

⁶ Den Begriff prägte 2002 der Nobelpreisträger für Chemie Paul Crutzen. Treffender ist freilich der in der Linken häufig verwendete Begriff Kapitalozän. Das Problem ist nun einmal nicht »der Mensch«, sondern die spezifische Wirtschafts- und Lebensweise, die er sich in den letzten Jahrhunderten gegeben hat.

Das liegt letztlich an einem fundamentalen Baufehler der heutigen Gesellschaft. Während die moderne Warengesellschaft den *General intellect* (Marx) auf bis dato ungeahnte Höhen katapultiert, degradiert sie diesen gleichzeitig zu einem Mittel, das vor allem anderen dem bornierten Zweck der Tauschwertmehrerung zu dienen hat. Eine in vereinzelte Einzelne aufgelöste Gesellschaft mobilisiert das allgemeine Wissen immer nur für die Verfolgung privater Geldinteressen, statt sich in ihrem Tun und Lassen an den sinnlichen Bedürfnissen der Menschen und am Wissen über die realen stofflichen Zusammenhänge zu orientieren.

Die der Unterwerfung der gesamten Reichtumsproduktion unter die Logik des abstrakten Reichtums innewohnende Zerstörungskraft zeitigt umso verheerendere Folgen, je weiter die Entwicklung des *General intellects* voranschreitet. Das Problem selber ist aber älter und entspringt unmittelbar den Grundprinzipien der Vergesellschaftung über Arbeit und Warenproduktion. Die Verwandlung menschlicher Fertigkeiten, Kenntnisse und Gestaltungsfähigkeit in Arbeitskraft ist gleichbedeutend mit ihrer Privatisierung, mit der Verwandlung eines zugleich kollektiven wie individuellen Vermögens in das Eigentum Einzelner, die über dieses ohne Rücksicht auf die Folgen für andere »verfügen« können. Wer die produktivistische Zerstörungsspirale stoppen will, muss auf dieser grundsätzlichen Ebene mit der Kritik der herrschenden Verhältnisse ansetzen. Der Krieg gegen die Natur lässt sich nicht beenden, ohne mit der kapitalistischen Tätigkeitsform der Arbeit zu brechen, und das wiederum bedeutet zugleich, auch die Beziehung des Menschen zu seinen Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine neue Basis zu stellen. Der junge Marx war auf der richtigen Spur, als er die Aufhebung des Privateigentums und die Aufhebung der Arbeit zu zwei Seiten derselben Medaille erklärte.⁷ Verfolgt man diese Spur weiter, dann ist es

⁷ In der 1845 entstandenen Auseinandersetzung mit Friedrich List schrieb er: »Es ist eines der größten Mißverständnisse von freier, menschlicher, gesellschaftlicher Arbeit, von Arbeit ohne Privateigentum zu sprechen. Die ›Arbeit‹ ist ihrem Wesen nach die unfreie, unmenschliche, ungesellschaftliche, vom Privateigentum bedingte und das Privateigentum schaffende Tätigkeit. Die Aufhebung des Privateigentums wird also erst zu einer Wirklichkeit, wenn sie als Aufhebung der ›Arbeit‹ gefaßt wird« (Marx 1982, S. 459). In späteren Jahren nahm Marx diese radikale Kritik der Arbeit zurück. Im *Kapital* wird nur noch die abstrakte Arbeit als eine nur im Kapitalismus existierende Kategorie behandelt, während die konkrete Arbeit als »eine von allen Gesellschaftsformen unabhängige Existenzbedingung des Menschen, ewige Naturnotwendigkeit«

nur folgerichtig, auch die Kategorie der Arbeitskraft zu historisieren. So wenig Menschen schon immer arbeiteten, so wenig verfügten sie schon immer über Arbeitskraft. In allen Gesellschaften ist den Menschen die Fähigkeit eigen, ihre Außenwelt zu gestalten, aber nur wo sie als in Konkurrenz zueinander stehende Interessenssubjekte agieren, also in der Warengesellschaft, wird diese Fähigkeit wie ein äußerliches Werkzeug behandelt, das Menschen genauso gebrauchen wie einen Hammer; und erst dieses Charakteristikum macht aus menschlichen Potenzen Arbeitskraft.

5.

Der traditionelle Marxismus hat die Verwandlung der Arbeitskraft in eine Ware skandalisiert – und das selbstverständlich zu Recht. Weil er jedoch Arbeit und Arbeitskraft überhistorisch fasste, entging ihm, auf welcher logischen Voraussetzung die Kommodifizierung der Arbeitskraft beruht. Nur etwas, worauf sich Menschen wie auf einen ihnen äußerlichen Gegenstand beziehen, kann auch veräußert werden. Das kapitalistische Elend beginnt also nicht erst mit der Verwandlung der Arbeitskraft in eine Ware, sondern mit der Verwandlung der menschlichen Fertigkeiten in Arbeitskraft und damit in ein Instrument, über das Einzelne wie über ein Besitztum verfügen können; erst wenn die Eigentümlichkeiten der Arbeitskraft geklärt sind, lassen sich auch die Eigentümlichkeiten verstehen, die die Arbeitskraft als Ware von anderen Waren unterscheiden.

Die Arbeitskraft wird zwar wie ein Werkzeug behandelt, anders als ein Hammer oder eine Kelle kommt ihr aber kein von lebendigen Personen abtrenn-

(MEW 23, S. 57) firmiert. Die Abkehr von einer radikalen Arbeitskritik lässt sich aus den Zeitumständen unschwer erklären. Marx wollte die Welt bekanntlich nicht nur interpretieren, sondern verändern, und träumte davon, dass seine Theorie zur materiellen Gewalt wird und die Massen ergreift. Als er am *Kapital* schrieb, kam als sozialer Bezugspunkt aber nur die sich damals allmählich formierende klassische Arbeiterbewegung infrage, und diese war nun einmal arbeitsreligiös orientiert. Erst indem er seiner Kritik der politischen Ökonomie die Vorstellung implementierte, zumindest die konkrete Arbeit habe transhistorischen Charakter, machte er diese für die Arbeiterbewegung anschlussfähig. Die Rehabilitierung der konkreten Arbeit ging freilich auf Kosten der Stringenz der Darstellung und verstellte den kategorialen Zugang zu einer Kritik der Arbeitsinhalte.

bares eigenständiges Dasein zu. Wie auch schon Marx betonte, hat sie einen menschlichen Träger, an den sie stets gebunden bleibt.⁸ Dementsprechend kann niemand Arbeitskraft anwenden, ohne gleichzeitig in eine Beziehung zu deren lebendigem Träger zu treten, eine Beziehung, die bis zur Beendigung des Anwendungsverhältnisses andauert. Wer seine eigene Arbeitskraft anwendet, betreibt Selbstinstrumentalisierung. Wer fremde Arbeitskraft einkauft und anwendet, macht diese zu seinem Instrument.

Die Beziehung des Arbeitskraftanwenders zum Träger der Ware Arbeitskraft hat in der Geschichte des Kapitalismus zwei unterschiedliche Formen angenommen: Die Form der modernen Sklaverei, die u.a. in den Südstaaten der USA bis zu ihrer Abschaffung 1865 das Rückgrat der dortigen Wirtschaft bildete, und die der Lohnarbeit. Die moderne Sklaverei zeichnet sich dadurch aus, dass mit dem Kauf sämtliche Eigentums- und Verfügungsrechte an der Ware Arbeitskraft an deren Käufer und Anwender übergehen. Zwar ging es den Sklavenhaltern, die aus Afrika verschleppte Menschen auf ihren Zuckerrohr- und Baumwollplantagen einsetzten, als guten Kapitalisten ausschließlich um den Gebrauchswert der Arbeitskraft; weil der aber nun einmal untrennbar mit seinen menschlichen Trägern verbunden war, wurden diese zu rechtlosen Objekten degradiert und einfach mitgekauft. Die menschlichen Träger der Ware Arbeitskraft hatten in dieser Ordnung den gleichen Status wie Zugtiere. Um diese Art der Kommodifizierung zu legitimieren, wurden die versklavten Menschen für minderwertig erklärt und der Natur zugeschlagen.⁹

Die Lohnarbeit ist nicht auf rassistische Projektionen angewiesen, die die Träger der Arbeitskraft aus der zivilisierten Menschheit ausbürgern. Sie eröffnet nämlich einen Zugang zu fremder Arbeitskraft, ohne gleich den arbeitsfähigen Menschen mit Haut und Haaren mit zu erwerben und zu einer Naturressource

⁸ Diese Besonderheit entging natürlich auch Marx nicht. So heißt es im *Kapital*: »Unter Arbeitskraft oder Arbeitsvermögen verstehen wir den Inbegriff der physischen und geistigen Fähigkeiten, die in der Leiblichkeit, der lebendigen Persönlichkeit eines Menschen existieren und die er in Bewegung setzt, sooft er Gebrauchswerte irgendeiner Art produziert.« (MEW 23, S. 181)

⁹ Wenn schwarze Menschen eine Naturressource darstellen, dann kommt der weiße Mann nach dieser Logik ebenso nur seiner »zivilisatorischen Mission« nach, wenn er die Prärien Nordamerikas unter den Pflug nimmt und in Ackerland verwandelt.

zu degradieren. Das wird möglich, weil nicht nur die Käufer der Ware Arbeitskraft als freie und gleiche Warensubjekte agieren, sondern auch die menschlichen Träger der Arbeitskraft. Das impliziert allerdings, dass letztere sich ebenfalls rein instrumentell zu ihrer Ware verhalten. Bei der Sklavenarbeit hat die Arbeitskraft nur einen Herrn, den Sklavenhalter; bei der Lohnarbeit nutzen dagegen gleich zwei Herren die Arbeitskraft als Werkzeug: Ihr Anwender nutzt wie sein Sklavenhalter-Kollege deren Gebrauchswert, dem Arbeitskraftbesitzer dient sie insofern als Mittel, als er sich durch ihre Veräußerung Tauschwert beschafft.

Wie schon Marx herausarbeitete, setzt das Lohnarbeitssystem das Eigentum an der eigenen Arbeitskraft voraus. Damit aber nicht genug. In diesem Zusammenhang verwies er auf zwei Besonderheiten der Ware Arbeitskraft, die der Untrennbarkeit dieser Ware vom lebendigen Individuum geschuldet sind. Zum einen geht der Verkauf der Ware Arbeitskraft, im Gegensatz zum Verkauf der im ersten Kapitel des *Kapitals* analysierten Waren, nicht mit einem Eigentümerwechsel einher; der Arbeitskraftverkäufer bleibt Eigentümer der verkauften Ware. Zum anderen beinhaltet der Verkauf der Arbeitskraft keineswegs deren finale Abtretung, sondern lediglich eine zeitlich befristete Überlassung.

»Die Arbeitskraft [kann] als Ware nur auf dem Markt erscheinen, sofern und weil sie von ihrem eignen Besitzer, der Person, deren Arbeitskraft sie ist, als Ware feilgeboten oder verkauft wird. Damit ihr Besitzer sie als Ware verkaufe, muß er über sie verfügen können, also freier Eigentümer seines Arbeitsvermögens, seiner Person sein. Er und der Geldbesitzer begegnen sich auf dem Markt und treten in Verhältnis zueinander als ebenbürtige Warenbesitzer, nur dadurch unterschieden, daß der eine Käufer, der andre Verkäufer, beide also juristisch gleiche Personen sind. Die Fortdauer dieses Verhältnisses erheischt, daß der Eigentümer der Arbeitskraft sie stets nur für bestimmte Zeit verkaufe, denn verkauft er sie in Bausch und Bogen, ein für allemal, so verkauft er sich selbst, verwandelt sich aus einem Freien in einen Sklaven, aus einem Warenbesitzer in eine Ware. Er als Person muß sich beständig zu seiner Arbeitskraft als seinem Eigentum und daher seiner eignen Ware verhalten, und das kann er nur, soweit er sie dem Käufer stets nur vorübergehend, für einen bestimmten Zeitermin, zur Verfügung stellt, zum Verbrauch überläßt, also durch ihre Veräußerung nicht auf sein Eigentum an ihr verzichtet.« (MEW 23, S. 182)

Marx behandelt im ersten Band des *Kapitals* außer der Ware Arbeitskraft keine andere Ware, bei der der Verkauf ohne Eigentümerwechsel vonstattengeht und

der Gebrauchswert nur für eine bestimmte Zeit überlassen wird. Das heißt freilich nicht, dass so etwas ausschließlich auf dem Arbeitsmarkt vorkäme. Wer schon einmal einen Mietvertrag für eine Wohnung unterschrieb, oder sich einen Leihwagen nahm, kennt das. Auch in diesen Fällen bleibt die Verkäuferin Eigentümerin der Räumlichkeiten bzw. des Fahrzeugs, und der Käufer hat lediglich ein befristetes Nutzungsrecht an fremdem Eigentum erworben. Da wie dort teilen sich also zwei unterschiedliche Personen für die Überlassungszeit in die Rechte am gleichen Gut.

Bei allen Waren, deren Kauf mit einem Eigentümerwechsel einhergeht, erhält der Käufer unbeschränkte Nutzungsrechte. Ist ein Sofa erst einmal bezahlt und geliefert, darf er damit machen, was er will. Es steht ihm sogar frei, es zu zerstören. Fernerhin ist es sein gutes Recht, auf dem guten Stück zu sitzen und zu liegen, so oft und so lange er das möchte und Zeit dafür hat. Weder das Sofa noch dessen Verkäufer haben ihm in Sachen Nutzungsdauer und Nutzungsintensität auch nur das Geringste reinzureden. Beim Mieten einer Wohnung oder eines Fahrzeugs darf die Nutzerin während der Vertragsdauer mit dem in seinen Besitz übergegangenen fremden Eigentum dagegen keineswegs nach Belieben verfahren. Sie muss auf dessen Unversehrtheit achten, und damit kann von unbeschränkten Verfügungsrechten nicht mehr die Rede sein. Die aktuelle Gebrauchswertnutzung darf die weitere Nutzbarkeit des überlassenen Gutes nicht gefährden, geschweige denn verunmöglichen. Ein Mieter, der sich in seiner Wohnung an tragende Wänden zu schaffen macht, verletzt eindeutig die Eigentumsrechte des Vermieters. Gleiches gilt für einen Arbeitskraftkäufer, der seine Beschäftigten so einsetzt, dass sie schwere gesundheitliche Schäden davontragen und ihre Arbeitskraft dauerhaft beschädigt wird. Über den genauen Verlauf der Grenzlinie zwischen den Gebrauchsrechten des Käufers und den fortbestehenden Eigentumsrechten der Verkäuferin tobt in der modernen Warengesellschaft ein permanenter Interessenkonflikt. Der Gesetzgeber und die Tarifparteien verschieben sie immer wieder. Und auch im konkreten Einzelfall ist es alles andere als einfach, darüber zu entscheiden, wo die Rechte des einen enden und die des anderen beginnen; aus diesem Grund gehört denn auch das Arbeitsrecht neben dem Mietrecht zu den kompliziertesten Teilen des Vertragsrechts. Dass es eine solche Grenzlinie geben muss, gehört aber zur Grundstruktur des modernen Lohnarbeitsverhältnisses.

6.

Im Gegensatz zur Sklavin ist die Lohnarbeiterin nicht Ware, sondern freie und gleiche Warenbesitzerin. Die Arbeitskraft der Sklavin gehört dem Sklavenhalter, die Lohnarbeiterin ist dagegen »Selbsteigentümerin«¹⁰ ihrer Arbeitskraft. Dieses Selbsteigentum setzt voraus, so Marx, dass die Arbeitskraft ihrer Käuferin nur »für einen bestimmten Zeittermin [...] zum Verbrauch« (MEW 23, S. 182) überlassen wird. Zeitliche Limitierung bedeutet zunächst einmal, dass die Arbeitskraftverkäuferin neue Abnehmer suchen und das bestehende Beschäftigungsverhältnis beenden kann. Auch wenn sie zur Sicherung des Lebensunterhalts gezwungen ist, ihre Haut zu Markte zu tragen, ist sie nicht verpflichtet, beim aktuellen Arbeitgeber zu bleiben. Selbst wenn die Lohnarbeiterin diese Möglichkeit nie in Anspruch nimmt und vom Schulabschluss bis zum Renteneintritt beim selben Arbeitgeber bleibt, ist die Arbeitskraft nicht in Bausch und Bogen verkauft. Damit das Lohnarbeitsverhältnis bestehen bleibt, ist es nämlich unabdingbar, dass beide Seiten dieses durch ihr Tun regelmäßig neu begründen. Die Arbeitskräfteeigentümerin muss ihre Arbeitskraft wieder und wieder zur Verfügung stellen, der Arbeitgeber muss ebenfalls seinen vertraglichen Verpflichtungen nachkommen und jeden Monat neu Lohn zahlen. Diese Art von zeitlicher Limitierung findet sich auch bei Miet- und Pachtverhältnissen. Die Gebrauchswertüberlassung beschränkt sich entweder auf einen klar definierten Zeitraum, oder das Überlassungsverhältnis muss wie bei unbefristeten Mietverträgen durch periodische Zahlungswiederholungen immer wieder verlängert werden.

Bei der Arbeitskraft existiert freilich noch eine zweite, bei allen unbelebten Waren unbekannt Art zeitlicher Limitierung. Auch während der Vertragslaufzeit darf der Käufer nicht rund um die Uhr über die eingekaufte Arbeitskraft verfügen. Wer eine Wohnung mietet, verletzt in keiner Weise die Eigentumsrechte des Vermieters, wenn er sich in den angemieteten Räumlichkeiten 24 Stunden am Tag und 7 Tage die Woche aufhält; eine derartige Rund-um-die-Uhr-Nutzung ist mit dem Wesen der Lohnarbeit unvereinbar. Ob Lohnarbeit oder

¹⁰ Der Begriff Selbsteigentum wurde ursprünglich von den Vertretern des individualistischen Anarchismus verwendet und war dort positiv besetzt. Eva von Redecker wendet ihn kritisch. (Redecker 2021)

Sklaverei – die menschliche Physiologie lässt einen pausenlosen Arbeitseinsatz nicht zu. Anders als Maschinen müssen sich Lebewesen, zu denen Menschen nun einmal gehören, regenerieren und Zeit mit Essen, Schlafen und dergleichen zubringen. Bei der Lohnarbeit kommt allerdings ein zweiter Gesichtspunkt hinzu. Die Verwandlung der gesamten Lebenszeit in Arbeitszeit würde auch mit dem Status des Lohnarbeiters als eines freien und gleichen Warensubjekts kollidieren. Schuld daran ist das eingangs thematisierte Alleinstellungsmerkmal der Ware Arbeitskraft. Die Ware Arbeitskraft ist die einzige Ware im gesamten Warenkosmos, die keine von ihrem Eigentümer getrennte Daseinsform hat, oder um eine Formulierung aufzugreifen, die Marx in den *Grundrissen* verwendet: »Der Gebrauchswert, den der Arbeiter dem Kapital gegenüber anzubieten hat, den er also überhaupt anzubieten hat für andre, ist nicht materialisiert in einem Produkt, existiert überhaupt nicht außer ihm.« (MEW 42, S. 190)

Wie bei jedem Gebrauchswert gehen auch bei der Arbeitskraft die Verfügungsrechte mit dem Kauf auf den Käufer über. Für die Anwendungszeit seiner Arbeitskraft hat sich der Arbeiter verpflichtet, dem Käufer als verlängerter Arm und Instrument zu Diensten zu sein und seine Kraft und seine Fähigkeiten dafür einzusetzen, dessen Zwecke zu verfolgen. Das Selbstverfügungsrecht schließt ein, dass man die Verfügung aus freien Stücken für einen Teil des Tages oder der Woche veräußert und einen entsprechenden Vertrag schließt. Wer sich aber verpflichtet, seine gesamte Lebenszeit jahraus, jahrein ununterbrochen unter fremde Zwecke einem fremden Willen unterzuordnen, hätte als Willenssubjekt abgedankt, und die grundlegende Differenz zwischen Lohnarbeit und Sklavenarbeit wäre ausgelöscht. Nur wer noch ein zweites Leben neben Büro und Fabrik hat, in dem er nicht dem Kommando des Käufers seiner Arbeitskraft unterliegt, hat als Arbeitskraftverkäufer den Status eines freien und gleichen Warensubjekts. Neben der Lohnarbeit muss es noch so etwas wie ein Privatleben geben, wo der Arbeitskraftverkäufer als Herr seines sauer verdienten Geldes nach eigenem Belieben Waren kaufen und konsumieren kann und dem frönen darf, was ihm sonst in den Sinn kommt.

Dass sich das Leben des Lohnarbeiters in Arbeitsleben und Privatleben aufteilt, ist logisch unerlässlich, in welchen Proportionen das geschieht, ist nicht festgeschrieben. Das verleiht dem Interessenkonflikt von Käufer und Verkäufer der Ware Arbeitskraft eine von anderen Warenbeziehungen unbekannte Zusatz-

dimension. Wie jeder andere Verkäufer so will auch der Lohnarbeiter möglichst viel Geld für die Weggabe seiner Ware, während der Käufer möglichst wenig zahlen möchte. Bei der Ware Arbeitskraft kommt eine zweite Konfliktlinie hinzu. Der Arbeiter hat das Interesse die Zeit der Gebrauchswertüberlassung abzusenken, während der Käufer diese ausdehnen will.

Seit den Anfängen der großen kapitalistischen Maschine versuchen Menschen dieser Maschine Lebenszeit abzutrotzen. Dieser Kampf nimmt aber nicht auf jeder Entwicklungsstufe der kapitalistischen Produktionsweise die Gestalt des Interessenkampfes der Arbeiterklasse an. Die protoproletarischen Schichten, die sich im 18. und frühen 19 Jahrhundert noch gegen den Prozess der »Verfleißigung«, also dem zunehmenden Arbeitsdruck, stemmten, verstanden ihren Widerstand als Verteidigung überkommener Rechte. Sie kannten den Interessenstandpunkt noch gar nicht. Eine künftige Emanzipationsbewegung wiederum wird sich gar nicht mehr formieren können, ohne den Rahmen bloßer Interessenpolitik von Lohnabhängigen von vornherein aufzusprengen. Werfen wir zunächst einmal einen Blick zurück.

II. Historisches: Arbeitszeitkämpfe im Zeichen des Klasseninteresses

1.

Die kapitalistische Gesellschaft unterscheidet sich grundlegend von ihren Vorgängerinnen. In vorkapitalistischen Gesellschaften war die Reichtumsproduktion in personale Abhängigkeitsverhältnisse eingebettet. Beim Kapitalismus handelt es sich dagegen um ein System versachlichter Herrschaft, in dem die Schaffung gesellschaftlichen Reichtums überhaupt erst den sozialen Zusammenhang stiftet. Die Menschen agieren im modernen Kapitalismus als vereinzelte Privateigentümer und treten nur vermittelt über ihre Waren zueinander in Beziehung. Das Gros der Bevölkerung hat bekanntlich nur eine marktgängige Ware anzubieten, ihre eigene Arbeitskraft. Eine derartige Ordnung kann sich deshalb nur in dem Maße verallgemeinern und die Gesellschaft durchdringen, wie sich die mit der Erzeugung des kapitalistischen Reichtums befassten Menschen in Selbsteigentümer ihrer Arbeitskraft verwandeln, deren Denken und Handeln auf den individuellen Markterfolg ausgerichtet ist. Es bedurfte eines langen, mindestens zweihundert Jahre umfassenden Transformationsprozesses, um dahin zu gelangen.

Dieser Transformationsprozess zerfällt in drei Hauptphasen. Die Anfänge der ersten reichen bis ins ausgehende 15. Jahrhundert zurück, als erstmals vor allem in England im größeren Stil Allmende in Privateigentum überführt wurde. In Mitteleuropa erreichte dieser Prozess in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts seinen Höhepunkt und Abschluss. Die historische »Leistung« dieser Epoche bestand darin, die traditionellen Reproduktionszusammenhänge der unterständischen Schichten systematisch zu zerstören. Zu schlechter Letzt blieb den besitz- und rechtlos Gemachten keine Alternative: Sie mussten in die ihnen verhassten, neu aufkommenden Fabriken strömen, sich der Knute der Fabrikherren unterwerfen und für diese Waren produzieren. Seit dem Mittelalter waren Handwerk und Landwirtschaft so organisiert gewesen, dass sie Gesellen und Meistern, Mägden, Knechten und Bauern einen nach dem Stand abgestuftes Auskommen sicherten. An die Stelle dieser alten, am Ziel der »Nahrung« (Werner Sombart) orientierten hierarchischen Ordnung trat sukzessive die auf Profitmaximierung

ausgelegte Warenproduktion als neuer Inhalt allen Wirtschaftens; zur Absicherung dieser Wirtschaftsweise wurden alle nicht über die Produktion und den Verkauf von Waren vermittelten Zugänge zum gesellschaftlichen und natürlichen Reichtum immer weiter abgeriegelt. Das schlug sich im frühen 19. Jahrhundert u.a. darin nieder, dass die verbliebenen angestammten Rechte der ärmeren Bevölkerungsschichten wie die Ährenlese und das Sammeln von Brennholz außer Kraft gesetzt wurden. Der wirtschaftsliberalen Doktrin von der Heiligkeit des Privateigentums entsprechend galten diese künftig als Diebstahl und waren mit entsprechenden Strafen belegt.¹¹ Wer aber gezwungen ist alle benötigten Güter käuflich zu erwerben, ist auch gezwungen, als Verkäufer aufzutreten, und wer von den Produktionsmitteln abgeschnitten ist und nichts anderes hat, muss eben sein Arbeitsvermögen feilbieten.

Die Unverletzlichkeit des Privateigentums, die der Wirtschaftsliberalismus des 19. Jahrhunderts propagierte und die auch brutal durchgesetzt wurde, hatte insofern noch den Charakter eines Privilegs, als sie ausschließlich auf die Durchsetzung des Sacheigentums zielte. In Hinblick auf die Ware Arbeitskraft bildete sich dagegen zunächst einmal eine Art Lohnsklaverei heraus. Zwar billigte die liberale Ideologie den Arbeitskraftverkäufern das Recht auf Wechsel des Arbeitgebers zu; die aus dem Selbsteigentum an der eigenen Arbeitskraft entspringenden Rechte während der Laufzeit des Arbeitsvertrags wurden dagegen mit Füßen getreten. War der Arbeitskraftbesitzer erst einmal das Arbeitsverhältnis eingegangen, so die damals gängige Praxis, kannte das Verfügungsrecht des Fabrikherrn kaum Grenzen. Der Schutz der körperlichen Unversehrtheit der Arbeiter war keinen Pfifferling wert. Die frühen Fabriken waren lebensgefährliche Orte und schwere Arbeitsunfälle gang und gebe. Gleichzeitig wurde die Arbeitszeit bis an die Grenze des physisch Möglichen ausgedehnt.

2.

Als sich ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit der Arbeiterbewegung eine Gegenkraft zu dieser Entrechtung formierte, änderte sich die Praxis all-

¹¹ Übrigens behandelte einer der allerersten Texte des jungen Marx genau diese Frage. Im Oktober 1842 erschien in der Rheinischen Zeitung sein Artikel *Debatten über das Holzdiebstahlgesetz*. (MEW 1, S. 109)

mählich, und es begann die zweite Phase des langen Marsches in die moderne Warengesellschaft. Die Arbeitskraftbesitzer gelangten in den Genuss staatlich organisierten Arbeitsschutzes, und auch ein Sozialversicherungswesen wurde etabliert. Die Konfrontation von Kapital und Arbeit mündete in das »sozialdemokratische Zeitalter« (Ralf Dahrendorf) ein, in dem das Selbsteigentum an der eigenen Arbeitskraft letztlich zu einer gleichberechtigten Form des Privateigentums neben dem Sacheigentum aufstieg. Dank der Kämpfe der Arbeiterbewegung und staatlicher Eingriffe stellte sich ein relatives Gleichgewicht zwischen den Nutzungsrechten der Arbeitskraftkäufer und den Eigentumsrechten der Arbeitskraftbesitzer her. In dieser Epoche war die industrielle Massenarbeit Hauptträgerin der kapitalistischen Reichtumsproduktion. Das schlug sich darin nieder, dass auch der Kampf für die Anerkennung der Ware Arbeitskraft den Charakter eines kollektiven Interessenkampfes annahm und die von den Arbeitskraftverkäufern erstrittenen Rechte den Charakter von Gruppenrechten erhielten.

Im Laufe der dritten Phase, die mit den 1980er Jahren begann, verlor die industrielle Arbeit zusehends an Bedeutung, und die kollektive Interessenvertretung der Arbeitskraftanbieter geriet in eine strukturelle Krise. Dieser Umbruch veränderte die Gesellschaft umso tiefgreifender, als mit dem Neoliberalismus eine Ideologie hegemonial wurde, die die Vereinzelung¹² und die totale Abhängigkeit vom individuellen Markterfolg zum Inbegriff von Freiheit erklärte. Sie setzte einen Entsolidarisierungsprozess in Gang, der bis heute anhält. Dieser Wechsel von einer kollektiven zu einer individualistischen Perspektive hat sich auch in einer sprachlichen Kapriole niedergeschlagen. Die Arbeitskraft firmiert inzwischen als *Humankapital* der Anbieter dieser Ware. Damit ist nicht nur der Unterschied zwischen Kapital und Arbeit eingeebnet, der neue Terminus transportiert auch eine neue Botschaft. Das aus dem »sozialdemokratischen Zeitalter« überkommene Selbsteigentum an der eigenen Arbeitskraft stand für kollektive Rechte gegenüber dem Käufer und Anwender der Arbeitskraft. Das

¹² Den Kult des vereinzelt Einzelnen hat Margaret Thatcher schön auf den Punkt gebracht. In einem 1987 in *Women's Own Magazine* veröffentlichten Interview findet sich folgende berühmt gewordene Sentenz der damaligen britischen Premierministerin: »There is no such thing as society. There are individual men and women, and there are families.«

Selbsteigentum an Humankapital steht dagegen für die individuelle Pflicht, permanent am eigenen »Fähigkeitsprofil« zu feilen. Es gilt in Vorleistung zu gehen und Zeit und Geld in die eigene Qualifikation zu stecken, in der Hoffnung, dass sich die »Investition« dereinst amortisieren werde. Wer im Niedriglohnsektor landet oder gar ganz aus dem Arbeitsmarkt fliegt, hat das versäumt und ist selber schuld.

3.

Wie schon betont, stellt sich beim Verkauf der Ware Arbeitskraft neben der Lohnhöhe, also der Frage des für die Arbeitskraftüberlassung zu entrichtenden Preises, eine zweite Grundfrage, nämlich die der Arbeitszeit. Wann und wie lange darf der Käufer über den eingekauften Gebrauchswert verfügen? Wie viel seiner Lebenszeit muss der Verkäufer der Ware Arbeitskraft dem Käufer überlassen? Was diese Frage angeht, weist jede der drei Hauptphasen der kapitalistischen Geschichte jeweils eine eindeutige Entwicklungsrichtung auf. In der ersten Phase, dem Übergang zur kapitalistischen Reichtumsproduktion, wurden den frisch gebackenen Proletariern Arbeitszeiten zugemutet, die an die Grenzen des physisch Möglichen gingen. Nie in der europäischen Geschichte haben so viele Menschen so viel Zeit mit der Reichtumserzeugung zugebracht wie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. So viele Menschen, weil zunächst einmal auch Frauen und Kinder in Fabriken und Bergwerke getrieben wurden. So viel Zeit pro Person, weil mit dem Siegeszug des Kapitalismus die Länge der Arbeitstags dramatisch anstieg. In den traditionellen europäischen Gesellschaften war die Zahl der Stunden und Tage, die die Menschen auf den Feldern und in den Ställen, am Herd und in den Werkstätten verbrachten, gleich von drei Seiten limitiert gewesen. Zum einen stellen die Rhythmen der Natur eine Schranke dar. Das galt natürlich ganz besonders für die Landwirtschaft, den Sektor, in dem mit Abstand die meisten Menschen ihr Auskommen fanden. Aber auch die handwerkliche Produktion war in der Regel auf Tageslicht angewiesen, weshalb das »Tagwerk« spätestens mit dem Einbruch der Dämmerung endete. Hinzu kamen die zu den persönlichen Abhängigkeitsverhältnissen gehörenden Gewohnheitsrechte. Unter Handwerksgesellen war beispielsweise der Brauch des »Blauen Montags« weit verbreitet gewesen. Aber auch religiöse Praktiken standen einem Rund-um-die-Uhr-Schuften im Wege. Im mittelalterlichen Europa sah der

Kirchenkalender inklusive den Sonntagen etwa knapp hundert der religiösen Erbauung gewidmete Ruhetage vor. Der Frühkapitalismus räumte all diese der Herrschaft des Produktivismus im Wege stehende Hindernisse ab und setzte überlange Arbeitszeiten durch. Ihren Höhepunkt erreichte diese Entwicklung zwischen 1830 und 1860. In Deutschland lag damals nach gängigen Schätzungen die durchschnittliche Wochenarbeitszeit bei 80-85 Stunden. (Heckmann, 1988, S. 100) Selbst die Sonntagsruhe wurde in den meisten der neuen Industrien in dieser Zeit zur Makulatur, trotz des tief in der europäischen Tradition verankerten alttestamentarischen Gebots »Am siebten Tage sollst du ruhen«. ¹³ Einer 1887 dem Deutschen Reichstag vorgelegten Studie zufolge mussten damals 77 Prozent der Arbeiter Sonntagsarbeit leisten. (Heckmann 1988, S. 109)

Die zweite Hauptphase brachte im Gefolge der aufkommenden Arbeiterbewegung eine Kehrtwendung. Die absolute Länge der Arbeitszeit nahm ab, und das Kapital wechselte seine Strategie. Statt auf eine *Extensivierung* setzte es nun auf eine *Intensivierung* der Arbeit. Hatte es bisher danach gestrebt, die Überlassungsdauer des Gebrauchswerts der Ware Arbeitskraft auszudehnen, so konzentrierte es sich jetzt darauf, während der Arbeitszeit so viel wie möglich aus den Arbeitskräften herauszuholen. Angesichts der unmenschlich langen Arbeitszeiten, die mit dem Frühkapitalismus zur Regel geworden waren, kann es nicht überraschen, dass bereits bei der Herausbildung der klassischen Arbeiterbewegung der Kampf für kürzere Arbeitszeiten eine Schlüsselrolle spielte. Als sich mit den Chartisten in den 1830er Jahren in Großbritannien erstmals eine unabhängige Arbeiterbewegung regte, stellte diese zwei Hauptforderungen: Die Ausweitung des Wahlrechts auf alle Männer ab 21 und die Verkürzung des Normalarbeitstags auf zehn Stunden. Und auch in der Folge blieb die Arbeitszeitfrage ein Dauerbrenner, an dem sich die sonst räumlich, zeitlich und organisatorisch zersplitterten Kämpfe zu einer Gesamtbewegung bündeln konnte. Vor allem der Kampf für den Achtstunden-Tag hatte eine enorme Austrahlungskraft und

¹³ Die Sonntagsruhe hat tiefe Wurzeln in der europäischen Geschichte und ist bereits seit 321 auch gesetzlich verankert. Damals erließ der römische Kaiser Konstantin ein Edikt, demzufolge im gesamten Reich »am Tag der Sonne alle Richter, ebenso das Volk in den Städten sowie die Ausübung der Künste und Handwerke ruhen« sollten. <https://www1.wdr.de/radio/wdr5/sendungen/zeitzeichen/zeitzeichen-kaiser-konstantin-sonntags-dekret-100.html>

das über Jahrzehnte hinweg. 1866 hatte der Genfer Kongress der Internationalen Arbeiter Assoziation dessen Einführung erstmals auf die Agenda gesetzt, und dort blieb sie, bis der neue Normalarbeitstag gesetzlich verankert war; in Deutschland geschah das im Jahr 1919. Bis dahin hatte diese Forderung nicht nur branchenübergreifend, sondern auch über nationale Grenzen hinweg ganz wesentlich dazu beigetragen, die Einheit und Kontinuität der Arbeiterbewegung zu stiften. Auch in der Folge blieb der Kampf für eine gesetzlich verankerte Arbeitszeitbegrenzung ein Anliegen, das eine über das Tagesgeschäft von Lohnkämpfen hinausgehende gewerkschaftliche Mobilisierung erlaubte. Allerdings verschob sich der Schwerpunkt zusehends. In den folgenden Jahrzehnten ging es weniger um eine weitere Verkürzung des Normalarbeitstags als um zusätzliche freie Tage. Das betraf insbesondere eine Neuerung gegenüber dem Kaiserreich, die Einführung von bezahltem Urlaub für Arbeiter und Angestellte.¹⁴ Die bedeutendste Errungenschaft der Nachkriegszeit war die Reduktion der Anzahl der Werkstage. 1956 startete der DGB eine Kampagne für die Fünftage-Woche, am 27. April 1965 war es dann so weit. Der freie Samstag wurde per Bundesverordnung offiziell eingeführt.

Je mehr sich das »sozialdemokratische Zeitalter« seinem Ende näherte, umso mehr erlahmte freilich die Dynamik der Arbeitszeitverkürzung. Für die in den 1980er Jahren beginnende dritte Phase schließlich war vor allem eine Entwicklung charakteristisch, die sich bestens in den allgemeinen Vereinzelnungsprozess einfügte. Was den Umfang der Arbeitszeit angeht, kam es zu einer enormen Aufspitzung. Der gesetzlich fixierte Normalarbeitstag bestand und besteht zwar weiter fort, mit der Ausbreitung »atypischer Beschäftigungsverhältnisse« verlor er aber für immer mehr Erwerbstätige an Relevanz. Einerseits haben sich Wirtschaftssektoren herausgebildet, in denen ans 19. Jahrhundert erinnernde Arbeitszeiten gang und gäbe sind und das Normalarbeitsverhältnis systematisch unterlaufen wird;¹⁵ andererseits kam es zu einer explosionsartigen Vermehrung

¹⁴ Zur Zeit der Weimarer Republik hatten Arbeiter und Angestellte einen gesetzlichen Urlaubsanspruch von vier bis zehn Werktagen. Allerdings wurde der oft nicht in Anspruch genommen.

¹⁵ Man denke nur an die prekären Selbstständigen, etwa im Paket- und Kurierdienst. Weil sie offiziell keine Arbeitnehmer sind, haben sie auch keine Arbeitnehmerschutzrechte und »dürfen« solange arbeiten, wie sie wollen. Im Transportgewerbe wird der

»geringfügiger Beschäftigungsverhältnisse«, die für sich genommen gar nicht den Unterhalt der Beschäftigten sicherstellen können.

4.

Der Kampf für die Verkürzung der Normalarbeitszeit hatte über einen langen Zeitraum hinweg eine enorme Mobilisierungskraft entfaltet und konnte vor allem bis in die 1960er-Jahre hinein beachtliche Erfolge erzielen. Ein Hauptgrund für die große Ausstrahlung ist sicher darin zu suchen, dass die Begrenzung der mit Lohnarbeit zugebrachten Zeit eine spürbare Erweiterung individueller Freiheitsspielräume im Alltag und eine Verbesserung der Lebensqualität bedeutete. Der Kampf für kürzere Arbeitszeit war als Kampf um verfügbare Lebenszeit, im Gegensatz zu Kämpfen für Lohnerhöhung stets mehr als reine Interessenpolitik; er hatte auch eine unmittelbar *bedürfnispolitische Komponente*. Das machte aber nicht nur die besondere Attraktivität dieser Forderung für die Einzelnen aus. Damit hängt auch der im Vergleich zu anderen Zielen gewerkschaftlicher Interessenpolitik weit höhere Allgemeinheitsgrad zusammen. Der Kampf für höhere Löhne und bessere Arbeitsbedingungen ließ sich immer nur in einzelnen Branchen führen. Er zerfiel stets in viele Teilkämpfe. Nicht so eine Bewegung für die Reduktion des gesetzlich fixierten Normalarbeitstags. Deren Adressaten waren mehr oder minder alle auf den Verkauf der eigenen Arbeitskraft angewiesenen Menschen – zumindest solange das Normalarbeitsverhältnis die alles dominierende Form des Arbeitskraftankaufs blieb.

Die Durchschlagskraft einer Forderung hängt freilich nicht allein von der Unterstützung ab, die sie findet, sondern auch davon, wie massiv die Abwehr ist, auf die sie trifft. Natürlich hat das Kapital kürzere Arbeitszeiten nie begrüßt; schon als in den 1880er Jahren im Reichstag über eine gesetzliche Verankerung des freien Sonntags diskutiert wurde, erhoben sich Stimmen, die ein volkswirt-

Normalarbeitstag aber auch durch die Transnationalisierung zur Makulatur. Einen immer größeren Teil des Straßengüterverkehrs in Deutschland wickeln osteuropäische Billiganbieter ab, die nicht nur mit Dumpinglöhnen operieren, sondern sich auch den hiesigen Arbeitsschutzregelungen entziehen. Deren Marktanteil stieg von 18,4 Prozent in 2007 auf 35 Prozent in 2018. Ähnlich wie die Arbeiter des frühen 19. Jahrhunderts haben diese Lkw-Fahrer, die in ihren Schlaf- und Ruhezeiten auf irgendwelchen Autobahnraststätten kampieren müssen, kein Leben neben der Arbeit mehr.

schaftliches Desaster und einen Verarmungsschub prognostizierten.¹⁶ Wirkliche Probleme bekamen aber höchstens Kapitalektoren, die im Produktivitätswettlauf hinterherhinkten und sowieso zum Untergang verurteilt waren, nie aber die Avantgarde-Sektoren. Der Arbeiterbewegung war nicht zuletzt deshalb in ihren Kämpfen für eine Verkürzung der Regelarbeitszeit nachhaltige Erfolge vergönnt, weil sie damit das Kapital mit auf einen Weg zwang, der seiner eigenen Entwicklungslogik entsprach. Gesamtkapitalistisch betrachtet, war die Ausdehnung der absoluten Arbeitszeit, wie sie in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts erfolgte, noch ein sehr rohes und in seiner Wirksamkeit begrenztes Instrument der Durchsetzung des produktivistischen Imperativs. Der kapitalistische Königsweg besteht dagegen in der Verdichtung der Arbeit, der permanenten Steigerung des Outputs pro Zeiteinheit und der ständigen Optimierung der Arbeitsabläufe. Diese Verdichtung ist nicht nur mit einer gewissen Reduktion der Arbeitszeit vereinbar, sie ist letztlich sogar an sie gebunden. Erst eine Reduktion der Arbeitszeit, die so weit ginge, dass sie mit der produktivistischen Ausrichtung der Wirtschaft kollidierte, wäre mit dem System des kapitalistischen Reichtums unvereinbar.

5.

Die Ludditen in England und artverwandte Strömungen auf dem Kontinent hatten sich Anfang des 19. Jahrhunderts noch gegen die Industrialisierung, den Prozess der »Verfleißigung«¹⁷, gestemmt und die Fabrikarbeit als ein niemandem zumutbares Übel bekämpft. Die klassische Arbeiterbewegung war dagegen Lichtjahre von jeder Art von Produktivismuskritik entfernt. Die Textzeile »die Müßiggänger schiebt beiseite« hat sich nicht aus Versehen in die dritte Strophe der Internationalen verirrt, sondern verweist darauf wie tief das produktivisti-

¹⁶ Auch Reichskanzler Bismarck war Teil der Ablehnungsfront. Eine Arbeitszeitverkürzung, so sein Argument, führe zu einer Lohnminderung, die den einzelnen Arbeiter unter das Existenzminimum drücke. Arbeitszeitverkürzung bei vollem Lohnausgleich sei unmöglich, weil dann »der Tod der eierlegenden Henne eintritt, die Arbeit absolut aufhört, und der Arbeiter gar keine Arbeit mehr findet«. (Syrup 1957, S. 87)

¹⁷ Das Wort Industrie kam über das Französische in die deutsche Sprache. *L'industrie* heißt so viel wie Betriebsamkeit. Das französische *l'industrie* geht wiederum auf das lateinische Wort für fleißig *industrius* zurück.

sche Credo in der marxistisch inspirierten Arbeiterbewegung verankert war. Die Anhänger der Dritten Internationale stimmten wahre Oden auf das Fabrikssystem an¹⁸, aber auch Sozialdemokratie und Gewerkschaftsbewegung bekannten sich vorbehaltlos zum Produktivismus. Die klassische Arbeiterbewegung bezog ihr Selbstbewusstsein gerade aus der Identifikation mit der Arbeit und dem Stolz auf die eigene Arbeitsleistung. Sie begründete ihre Forderung im Rahmen der herrschenden Arbeitsreligion. Als Schöpferin aller Werte, so das Plädoyer, gebührten der Arbeiterklasse auch die Früchte ihrer Anstrengungen.

Dementsprechend war ein zentrales Argument für eine Arbeitszeitreduktion stets, dass es nur recht und billig sei, die Arbeiterschaft an der permanent steigenden Produktivität ihrer Arbeit teilhaben zu lassen und einen Ausgleich für die steigende Arbeitsbelastung zu schaffen. Die Position der Arbeit als sozialer Lebensmittelpunkt stand jedenfalls nie zur Disposition. Schon der Kampf für den Achtstunden-Tag ist in dieser Hinsicht aufschlussreich. Als Robert Owen 1810 als erster diese Forderung aufstellte, verknüpfte er sie gleich mit einer Losung, die sich hoher Popularität erfreute, als die Bewegung viele Jahrzehnte später Fahrt aufnahm: »Acht Stunden arbeiten, acht Stunden schlafen und acht Stunden Freizeit und Erholung.« Dieses Konzept der Dreiteilung der menschlichen Existenz zielte, modern gesprochen, auf eine Art kollektive Work-Life-Balance. Sie akzeptierte fraglos die Position der Erwerbsarbeit als Dreh- und Angelpunkt aller gesellschaftlichen Teilhabe. Und auch 150 Jahre später hielt die Arbeiterbewegung noch immer konsequent diesen Kurs. Als der DGB 1956 den Übergang zur Fünftage-Woche auf die Agenda setzte, wurde hunderttausendfach ein Plakat in Umlauf gebracht. Es zeigte einen kleinen Jungen und legte ihm den Slogan in den Mund, unter dem die gesamte Kampagne stand: »Samstags gehört Vati mir.« Wenn Vati künftig am Wochenende seinem Sprössling gehören soll, dann impliziert das im Umkehrschluss, dass er unter der Woche jemandem anderen gehört, nämlich »seinem Betrieb«, und dass das auch völlig in Ordnung ist.

¹⁸ Vgl. etwa die eingangs zitierte Ode »Der an den Schlaf der Welt rührt – Lenin« von Johannes R. Becher.

6.

Der Slogan dokumentiert freilich noch in einer anderen Hinsicht überdeutlich, in welchen Bewusstseinshorizont der historische Kampf der Arbeiterbewegung für kürzere Arbeitszeiten angesiedelt war: Er evoziert unübersehbar eine klar definierte Geschlechter- und Familienordnung. Der im Normalarbeitsverhältnis beschäftigte Mensch, der künftig nur noch an fünf Tagen in den Betrieb gehen soll, ist eindeutig als Mann bestimmt. Wenn Vati künftig samstags nicht mehr dem Chef, sondern dem Kleinen »gehört«, dann ist damit stillschweigend mitgesagt, in wessen ausschließlichen Zuständigkeitsbereich der Nachwuchs werktags fällt. Der Kampf für eine kürzere Arbeitszeit ist hier also nicht nur mit einem bedingungslosen Ja zur Zentralität der Erwerbsarbeit im Leben verbunden, sondern auch mit der Affirmation einer hierarchischen geschlechtsspezifischen Funktionsteilung. Das, was Vati werktags im Betrieb treibt, ist gesesellschaftlich anerkannt und findet in einem rechtlich und durch kollektive Interessenvertretung abgesicherten Rahmen statt. Daneben gibt es noch »Muttis« Reich und deren Aufgaben, die hinter verschlossenen Türen im Privaten verrichtet werden. Sie sind subaltern gesetzt nicht weiter der Rede wert.

Dass der Arbeiter als Mann gedacht wird und das klassische bürgerliche Geschlechtermodell übernommen wird, ist wohlgemerkt keine Eigentümlichkeit dieses Plakats und auch nicht spezifisch für die 1950er-Jahre. Die Arbeiterbewegung zeigte sich der Frauenemanzipation gegenüber stets ambivalent. Auf der einen Seite unterstützte sie relativ früh die Forderung nach dem Frauenwahlrecht¹⁹; was aber das Zentrum des eigenen Bezugssystems angeht, der industriellen Arbeitswelt, billigten die Genossen den Frauen jedoch letztlich nur eine Randrolle zu. Der Vorgänger der SPD, der von Ferdinand Lassalle geführte »Allgemeine Deutsche Arbeiterverein« (ADAV), plädierte sogar für eine vollständige Aussperrung von Frauen aus der Erwerbswelt. Das wurde mit dem Geschlechterkonzept begründet, das damals im Bürgertum en vogue war. So meinte Reinhold Schlingmann 1866 auf einer ADAV-Versammlung in Berlin, die Frau solle nicht arbeiten, denn sie sei »physisch, körperlich verschieden, schwächer, runder, weicher die Formen, weniger muskulös; ihr Körper ist nicht der körperlichen Anstrengung fähig«. Fernerhin sei sie vom Mann auch geistig

¹⁹ Diese Forderung fand 1891 mit dem Erfurter Parteitag Eingang in das SPD-Programm.

verschieden und deshalb, existiere eine »natürliche« Arbeitsteilung: Der Mann gehe in die Fabrik, und die Frau bestreite den Haushalt. Indem das Kapital die Frauen in die Fabrik dränge, entfremde es sie »von der ihnen eigentümlichen Tätigkeit« (Schlingmann, zit. in Streichhahn 2021). Angesichts der Forderung, die Arbeitswelt in eine reine Männerdomäne zu verwandeln, attestierte der Historiker Werner Thönnessen der frühen Arbeiterbewegung »proletarischen Antifeminismus«. (Thönnessen 1969, S. 14)

Der Druck der proletarischen Frauenbewegung und der eigene universalistische Anspruch, für die Emanzipation des Menschen überhaupt einzustehen, hinderten die klassische Arbeiterbewegung daran, sich den emanzipativen Bestrebungen von Frauen glattweg zu verweigern; damit war das Ideal des »männlichen Ernährers« aber noch lange nicht außer Dienst gestellt. Noch im fordistischen Zeitalter wurde in Lohnkämpfen gerne ganz im Sinne Reinhold Schlingmanns argumentiert: Ein Gehalt müsse hoch genug sein, um das Familienauskommen zu decken, auf dass sich die Frauen der Arbeiterklasse genauso auf ihre eigentliche Bestimmung konzentrieren könnten wie die Frauen des Bürgertums.

7.

Wie eingangs skizziert, handelt es sich bei der Arbeit genauso wenig um eine überhistorische Kategorie wie bei der Arbeitskraft. Die Arbeit ist vielmehr als genuin kapitalistische Tätigkeitsform zu fassen, die zusammen mit der kapitalistischen Wirtschafts- und Lebensweise entstanden ist und mit ihr auch wieder verschwinden wird. Der spezifische Charakter von Arbeit lässt sich u.a. an der ihr eignen herrschaftlich-instrumentellen Beziehung zur Natur festmachen und an einer rigiden Trennung von Subjekt und Objekt. Die Welt der Arbeit, das ist eine Welt der »Sachlichkeit«, in welcher der als aktiv-formende Pol gedachte Arbeitende auf das passive Arbeitsmaterial trifft, dessen Umgestaltung nur technische und betriebswirtschaftliche Grenzen kennt, nicht aber soziale oder ökologische. Viele für die Reproduktion der Gesellschaft unverzichtbare Aufgaben sperren sich freilich diesem Tätigkeitsmodus. Nicht nur wer Kinder erzieht, kommt ohne Empathie nicht weit, namentlich im gesamten Care-Sektor sind Fähigkeiten mitgefragt, für die in der kapitalistischen Tätigkeitsform kein Platz ist. In einer Gesellschaft, in der die Arbeit das Maß aller Dinge ist, führt das zu einer Abwertung dieser Tätigkeiten, insbesondere soweit diese ins Private

abgedrängt und unbezahlt geleistet werden. Dieser Mechanismus war grundlegend für die Herausbildung des modernen Patriarchats. Zusammen mit der Arbeitswelt entstand zuerst im Bürgertum eine dieser untergeordneten und unsichtbar gemachten abgespaltenen weiblich konnotierten Sphäre, die als Gegenbild erhalten musste.²⁰ Während das vernunftbegabte Wesen »Mann« als Eroberer und Bemeisterer in die feindliche Welt hinauszieht, wurde »die Frau« zur Legitimierung dieser hierarchischen Geschlechterordnung als naturnah imaginiert und zur emotionalen »verstandesschwachen« Hüterin von Heim und Herd erklärt.

Vor diesem Hintergrund kann es nicht überraschen, dass der klassischen Arbeiterbewegung dieses patriarchale Konzept alles andere als fremd war. Deren Kapitalismuskritik richtete sich ausschließlich gegen die ungerechte Verteilung der Arbeitsfrüchte. Der alles entscheidende gesellschaftliche Skandal, so das Mantra von Sozialdemokraten und Kommunisten, bestehe darin, dass ausgerechnet der Arbeiterklasse, der Schöpferin aller Werte, nur Krümel des von ihr erzeugten Reichtums zufielen. Gegen die Art und Weise, in der produziert wurde, hatte die Arbeiterbewegung so wenig Einwände wie gegen das produktivistische Reichtumskonzept, das sich zusammen mit der kapitalistischen Wirtschaftsweise herausgebildet hatte. Wie ihren Gegnern galt auch ihr die Höhe der aufgetürmten Güterberge als Maß des gesellschaftlichen Reichtums. Weit davon entfernt, die Monstrosität der kapitalistischen Tätigkeitsform anzugreifen, träumte die Arbeiterbewegung von einer Gesellschaft, die sich »um die Sonne der Arbeit

²⁰ Vor allem seit den 1970er Jahren klagen Feministinnen völlig zu Recht, dass der unbezahlte Beitrag von Frauen zum gesellschaftlichen Reichtum ausgeblendet werde. Von feministischer Seite wurde die Kritik an der Unsichtbarmachung weiblich konnotierter Tätigkeiten stets in die Forderung übersetzt, auch Haushalt und Kindererziehung müssten als vollgültige Arbeit anerkannt werden. In einer Gesellschaft, die die Arbeit als das Allerheiligste behandelt, liegt ein solches Plädoyer natürlich nahe. Diese Art von Kritik setzt aber nicht tief genug an. Eine kohärente radikale Kritik muss statt der gnädigen Aufnahme der unintegrierbaren Care-Aufgaben ins Reich der Arbeit die Aufhebung der Tätigkeitsform Arbeit fordern. Die Marginalisierung der Care-Aufgaben gehört zur Grundstruktur der Arbeitsgesellschaft und ist auf ihrem Boden letztlich gar nicht zu überwinden. Dieses Skandalon gehört vielmehr zu den wichtigsten Argumenten, warum die Kritik der Arbeit zu den Eckpunkten eines Emanzipationsprogramms gehört.

dreht« (MEW 18, S. 570). Solange diese Sonne alles überstrahlt, bleiben die im häuslichen Rahmen verrichteten Tätigkeiten aber natürlich so unsichtbar wie die Sterne bei Tag.

Das patriarchale Weltbild wurde umso selbstverständlicher akzeptiert und übernommen, als die wirkliche Arbeitswelt einerseits und die phantasmagorische Überhöhung des Arbeitmannes und die Zwangsvorstellung einer natürlichen geschlechtlichen Aufgabenteilung andererseits noch vergleichsweise gut zusammenpassten. Damals hatte die unmittelbare Produktionsarbeit die Position der Hauptproduktivkraft inne. Dreh- und Angelpunkt der kapitalistischen Produktion waren die in den Fabriken zusammengefassten vereinten Handarbeiter und deren Kooperation. Die Bedeutung des *General intellects* (Marx) beschränkte sich im Kern noch darauf, den Produktionsarbeitern immer bessere Maschinen an die Hand zu geben und die Arbeitsabläufe der Massnarbeiter so effizient wie möglich zu gestalten (Taylorismus). Im Zentrum der Arbeitswelt standen bis zum Ende des fordistischen Zeitalters Muskelanstrengung, Werkzeugeinsatz und rein technischer Sachverstand; kurzum der Inbegriff aller Arbeit war die Bemeisterung der Natur durch den *Homo faber*. Nicht nur die alte Arbeiterbewegung, auch die Stellung der unmittelbaren Produktionsarbeit als Hauptproduktivkraft ist Geschichte. Mit der Dritten industriellen Revolution haben Wissen, Information und Kommunikation diesen den Rang abgelassen. Der Produktivismus gehört jedoch zur DNA der kapitalistischen Wirtschaftsweise. Diese kann nicht existieren, ohne permanent immer höhere Berge toter Dinge anzuhäufen. Gesamtgesellschaftlich betrachtet, erreicht der Naturverbrauch mit dem Wechsel der Hauptproduktivkraft ein Ausmaß wie noch nie zuvor.

Allerdings sind die meisten Beschäftigten an diesen Naturstoffumsatz nur noch vermittelt beteiligt. Gegenüber dem Zeitalter der Massnarbeit haben sich die Zusammensetzung der gesellschaftlichen Arbeit grundlegend verändert und damit die den Erwerbstätigen abverlangten Qualifikationen und Fähigkeiten. Der Arbeitsalltag hat sich von der Werkbank zum Schreibtisch verlagert und das Gros der gesellschaftlichen Arbeit besteht in Kommunikation und Informationsverwaltung. In dem Maß, in dem sich der Arbeitsinhalt von der unmittelbaren Bearbeitung toter Naturstoffe wegverlagert und zunehmend *soft skills* gefragt sind, verlieren die alten Bilder von der Überlegenheit männlich konnotierter Arbeit jede Plausibilität. Der arbeitsstolze und Respekt erwartende *Homo faber*

wurde durch seine 2.0 Karikatur ersetzt, den Computer-Nerd. Und auch »die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder«, die »herrschet weise im häuslichen Kreise«²¹ aus Friedrich Schillers *Das Lied von der Glocke* ist dank feministischer Bewegung längst ein Auslaufmodell, zumal das Kapital letztlich in die gleiche Richtung drängte. Schon lange vor dem Wechsel der Hauptproduktivkraft kam der Luxus, einen großen Teil der weiblichen Arbeitskraft demobilisiert zu lassen, zunehmend aus der Mode. Das säkulare Steigen der Erwerbsquote verheirateter Frauen dokumentiert das. Während 1882 gerade einmal 9,3 Prozent von ihnen einer Lohnarbeit nachgingen, lag der Anteil 1907 bei 26,2 Prozent und 1933 bei 29,9 Prozent. (Knapp 1983) In der BRD überstieg erstmals 1975 die Zahl der erwerbstätigen verheirateten Frauen die der Vollzeit-Hausfrauen.²²

²¹ Friedrich Schiller, *Das Lied von der Glocke*, zitiert nach: <https://www.gedichte7.de/das-lied-von-der-glocke.html>

²² Diese Entwicklungen haben das System der geschlechtlichen Zuschreibungen zwar nicht gesprengt, aber die patriarchale Ordnung in eine strukturelle Krise gestürzt. Die Stabilität und die Eindeutigkeit der Rollenmuster sind dahin.

III. Die Arbeitszeitfrage und Arbeitskritik heute

1.

Nicht nur in Deutschland, weltweit herrschte lange Zeit in Sachen weitere Absenkung der Regelarbeitszeit weitgehend Funkstille. Hierzulande dauerte es nach der Einführung der Fünftage-Woche rund zwanzig Jahre, bis einige Einzelgewerkschaften aktiv wurden und sich für die 35-Stunden-Woche starkmachten. 1984 kam es zu einigen Arbeitskämpfen für eine weitere Reduktion des Normalarbeitstags; die Ergebnisse fielen indes relativ bescheiden aus, und vor allem blieben sie ein Intermezzo. In den folgenden vier Jahrzehnten spielte die Arbeitszeitfrage in den Tarifaueinandersetzungen trotz immens steigenden Arbeitsdrucks kaum eine Rolle. Erst in den letzten Jahren ist ein Stimmungswandel zu verzeichnen. Seitdem Burnouts zu einem Massenphänomen geworden sind, mehren sich gesamtgesellschaftlich die kritischen Stimmen. Und auch in den Belegschaften drängt das Bedürfnis, weniger zu arbeiten, wieder auf die Agenda – und das weltweit. In China etwa ist vor allem unter jungen Menschen unter dem Label *Tangping* (= Flachliegen) die individuelle Verweigerung angesichts des enormen Leistungsdrucks bei gleichzeitig hoher Jugendarbeitslosigkeit²³ zu einem Massenphänomen geworden. Und auch in Europa zeichnet sich eine Abkehr von der unbedingten Karriere- und Arbeitsorientierung ab, die im neo-liberalen Zeitalter zum guten Ton gehört hat. Diese Entwicklung mag in der »Generation Z« besonders deutlich zutage treten; wie die Massenproteste gegen die Anhebung des Renteneintrittsalters in Frankreich zeigten, beschränkt sich dieser Trend aber nicht auf die Jüngeren, sondern erfasst alle Alterskohorten.

Noch etwas anderes spricht dafür, dass in Sachen Regelarbeitszeit die Dinge wieder in Bewegung geraten. 100 Jahre nach seiner Einführung ist der Achtstundentag eigentlich auch vom kapitalistischen Binnenstandpunkt aus zum Anachronismus geworden. Und das spricht sich allmählich auch aufseiten der

²³ Nach offiziellen Angaben lag die Jugendarbeitslosigkeit in China bei 20 Prozent. Allerdings dürften die Zahlen geschönt sein, und Besserung ist nicht in Sicht. Die chinesische Regierung hat daraus auf ihre Weise Konsequenzen gezogen und 2023 angekündigt, keine Zahlen mehr zu erheben. <https://www.handelsblatt.com/politik/international/wirtschaftliche-probleme-china-verheimlicht-ploetzlich-daten-zur-jugendarbeitslosigkeit/29332136.html>

Charaktermasken des Kapitals herum: Die vielen Studien der letzten Zeit, in denen gemessen wurde, wie lange Menschen überhaupt geistig konzentriert arbeiten können, weisen zwar, was das Ergebnis angeht, eine beträchtliche Spannweite auf, sechs Stunden am Tag sind aber offenbar das absolute Maximum.²⁴ Spätestens dann bricht die Arbeitseffektivität dramatisch ein, und auch der fünfte Arbeitstag in der Woche ist ein Arbeitstag zu viel. Ein Tapezierer mag in acht Stunden deutlich mehr Tapetenbahnen an die Wände bringen als in sechs; das ist aber offenbar nicht auf die Arbeit einer Programmiererin oder eines Büroangestellten übertragbar. Der Achtstundentag mag für die auf Massenarbeit beruhende fordistische Fabrik ein adäquates Arbeitszeitregime gewesen sein, aber er passt nicht mehr zur digitalen Arbeitswelt.

2.

Für viele Arbeitskraftverkäufer hat in den letzten Jahren die Frage, welchen Stellenwert Beruf und Arbeit haben soll, erheblich an Virulenz gewonnen. Die Bereitschaft der Arbeitswelt, den absoluten Vorrang der Berufsarbeit über alles andere einzuräumen, bröckelt. Wie es nach Jahrzehnten marktreligiöser Zurückhaltung und beschleunigter Vereinzelung auch gar nicht anders sein kann, geht es dabei indes bis dato fast ausschließlich um die Ausgestaltung des persönlichen Lebensentwurfs. Im Gegensatz zu den frühen 1980er Jahren ist die gesamtgesellschaftliche Bedeutung der Herrschaft der Arbeit weiterhin kein Thema. Das macht die Forderung nach mehr Lebenszeit anschlussfähig an veränderte Kapitalstrategien, die unter dem Vorzeichen der Produktivitätsoptimierung bereit sind, neue Arbeitszeitmodelle einzuführen, die besser ins digitale Zeitalter passen als Achtstunden-Tag und Fünftage-Woche. Um zu einer emanzipativen Perspektive zu gelangen, ist es unerlässlich, das Versäumte nachzuholen. Es gilt, eine Brücke vom individuellen Bedürfnis, der Unerbittlichkeit der Leistungsmühle zu entrinnen, zu den notwendigen gesamtgesellschaftlichen Veränderungen zu schlagen, die ein gutes Leben für alle ermöglichen. In diesem Zusammenhang

²⁴ Eine im Jahr 2017 von Vouchercloud durchgeführte Studie ergab, dass durchschnittliche britische Büroangestellte für gerade einmal zwei Stunden und 53 Minuten pro Tag produktiv seien. <https://www.omnaintranet.de/omnia/wissen/der-blog/verbesserte-produktivitaet-durch-eine-verkurzung-der-arbeitszeiten/>

stellen sich einige Fragen: Welchen Stellenwert hat die Kritik der Arbeitsreligion für ein Emanzipationsprogramm unter den Bedingungen des 21. Jahrhunderts? Inwiefern steht sie in der Kontinuität der historischen Kämpfe zur Verkürzung der Arbeitszeit? In welcher Hinsicht müssen die heutigen Arbeitszeitkämpfe eine andere Ausrichtung haben als die des 19. und 20. Jahrhunderts?

3.

Wie alle anderen Warenbesitzer so sind auch die Besitzer der Ware Arbeitskraft bei der Durchsetzung ihrer Interessen umso erfolgreicher, je mehr Bedarf an der besonderen Ware besteht, die sie anzubieten haben. Der Nachfrage nach Arbeitskraft ist aber umso ausgeprägter, je fleißiger das Kapital akkumuliert und je mehr Güter es produzieren lässt. Dementsprechend wurden in Vergangenheit Arbeitszeitverkürzungen vor allem in solchen Phasen erreicht, in denen das Kapital ein Heißhunger nach Arbeitskraft quälte, nicht in Phasen hoher Arbeitslosigkeit. Wichtiger ist aber etwas anderes: Als Warenbesitzer haben die Arbeitskräfteigner genauso ein Interesse daran, dass möglichst viel produziert wird, wie das Kapital. Während ein gewisser Marx in seinem Hauptwerk die kapitalistische Wirtschaftsweise als »Produktion um der Produktion willen« (MEW 23, S. 618) denunzierte und damit als einen von den Menschen und ihren Bedürfnissen abgelösten tautologischen Selbstzweck kritisierte, war die Arbeiterbewegung zeit ihres Lebens genauso dem Produktivismus verpflichtet wie die Charaktermasken des Kapitals. Das lässt sich am Begründungszusammenhang ablesen, in den die Forderung nach einer kürzeren Arbeitszeit im 19. und 20. Jahrhundert stets eingebettet war. Es ging nie darum, den Produktivismus und die Stellung der Arbeit als Dreh- und Angelpunkt des Männerlebens infrage zu stellen, im Gegenteil, mit dem Arbeitsstolz wurde legitimiert, warum den Eigentümern der Ware Arbeitskraft nicht nur, gemessen in Geld, sondern auch in Gestalt von Freizeit ihr gerechter Anteil am allgemeinen Produktivitätsfortschritt gebührt. Der Produktivismus ist mit einem bestimmten Konzept gesellschaftlichen Fortschritts und mit einem bestimmten Menschenbild verbunden. Es misst den Entwicklungsstand und den Reichtum einer Gesellschaft an der Höhe der von ihr geschaffenen Güterberge bzw. an deren monetärer Entsprechung. Gleichzeitig feiert er den *Homo faber* als den Inbegriff des Menschen. Auf dem heute erreichten Produktivitätsniveau entpuppt sich die produktivistische Ausrichtung der Gesellschaft indes als

veritables Selbstmordprogramm. Wie u.a. das sich anbahnende Klimadesaster zeigt, ist dieser Planet zu klein für grenzenloses Wirtschaftswachstum. Wer die Klimakatastrophe verhindern will und gleichzeitig das Ziel exponentiellen Wirtschaftswachstums fortschreibt, versucht sich an einer Quadratur des Kreises. Die Vorstellung eines *Green New Deal*, eines Kapitalismus, der weiterhin immer höhere Warenberge erzeugt, aber ökologisch verträglich ist, beruht auf purem Wunschdenken. (Lohoff 2020)

Deshalb muss, allein schon um eine Antwort auf die ökologische Herausforderung zu geben, ein Emanzipationsprogramm auf der Höhe der Zeit explizit mit dem produktivistischen Credo und der dazu gehörigen Reichtumsvorstellung brechen. Der Ausstieg aus dem Produktivismus beinhaltet aber selbstverständlich auch, dass die Lebenszeit, die Menschen damit zubringen, sich direkt oder indirekt an der Herstellung toter Dinge zu beteiligen, ganz erheblich schrumpft. Unter den Bedingungen des 21. Jahrhunderts kann es deshalb kein Emanzipationskonzept mehr geben, das der Arbeit ihre Position als Dreh- und Angelpunkt des gesellschaftlichen Lebens lässt – und das macht wiederum die Umkonzipierung der Reichtumsvorstellung unabdingbar. Der Konflikt zwischen der herrschenden, auf Zerstörung und Suizid programmierten Wirtschafts- und Lebensweise und einer Emanzipationsbewegung auf der Höhe der Zeit ist ganz wesentlich ein Kampf um die Frage, was eigentlich den Inhalt des gesellschaftlichen Reichtums ausmacht. Emanzipation besteht im 21. Jahrhundert im Wesentlichen darin, die Herrschaft des abstrakten Reichtums zu überwinden, und das gilt gleichermaßen für die individuelle wie die gesamtgesellschaftliche Perspektive. Das bedeutet eine grundlegende Veränderung gegenüber dem klassischen Interessenkampf. Dieser sparte die qualitative Frage, welche Art von Reichtum es in der Gesellschaft überhaupt geben sollte, aus und konzentrierte sich stattdessen auf die *Verteilung* des abstrakten Reichtums. Diese Neuorientierung bedeutet gleichzeitig eine Umorientierung von Interessenpolitik von unten zu einer Bedürfnispolitik für alle.

Dieser Paradigmenwechsel zwingt freilich nicht zu einer Neuerfindung des Rades. So liefert etwa die Marx'sche Kritik der politischen Ökonomie einen Ansatz, an den sich gut anknüpfen lässt, weil er dem kapitalistischen Reichtum explizit ein produktivismuskritisches Reichtumskonzept entgegenstellt. Während im Kapitalismus die Waren den Inhalt des gesellschaftlichen Reichtums bilden, verortet

Marx als Kritiker des Warenfetischs den »wirklichen Reichtum« nicht aufseiten der Dinge, sondern aufseiten der Menschen. In einem emanzipativen Sinne ist Reichtum diesem Verständnis zufolge als menschlicher »Beziehungsreichtum« zu fassen. Eine Gesellschaft ist umso reicher, je bessere Voraussetzungen sie den Individuen bietet, befriedigende Beziehungen zu anderen, zur Natur und zu sich selber zu entwickeln und entsprechende Bedürfnisse auszubilden. Wenn es ein gesellschaftliches Maß für diesen »wirklichen Reichtum« gibt, dann wäre das die »*disposable time* aller« (MEW 42, S.604); also die Zeit, die Menschen zur Verfügung haben, ihre unterschiedlichen Bedürfnisse und Beziehungen zu entwickeln und zu leben.

Der Kampf für kürzere Arbeitszeiten hatte schon immer auch eine bedürfnispolitische Komponente. In der heutigen historischen Situation muss ein Emanzipationsprogramm genau an diesem Punkt ansetzen und vom bloßen Arbeitszeitkampf zum Kampf für *disposable time* übergehen. Die Frage aller Fragen ist dann nicht mehr die, wer über den Reichtum verfügt, sondern die, was überhaupt Reichtum ist. Es geht um nicht weniger als darum, Arbeit und Ware von ihrem Thron zu stürzen und neue Formen der gesellschaftlichen Kooperation zu entwickeln.

4.

Im 19. und 20. Jahrhundert hatte der Kampf für Arbeitszeitverkürzung den Charakter eines Interessenkampfes der Arbeiterschaft. Unter den heutigen Bedingungen sprengt er diesen engen Rahmen. Aus der Forderung nach mehr Lebenszeit ist eine für die Lösung drängender gesamtgesellschaftlicher Probleme unabdingbare Forderung geworden, und sie richtet sich gegen die Herrschaft der Arbeit über unser Leben. Nimmt man diesen Gedanken ernst, dann hat das natürlich auch Konsequenzen für die Frage, auf welche sozialen Kräfte sich die Forderung nach einer radikalen Arbeitszeitreduktion stützen muss und kann. In der Vergangenheit entschied einzig und allein die kollektive Verhandlungsmacht der Arbeiterschaft über den Erfolg von Arbeitszeitkämpfen. Diese kollektive Verhandlungsmacht ist heute weit schwächer als im letzten Jahrhundert. Selbst wenn die Gewerkschaften das wollten, hätten sie gar nicht die Kampfkraft, um, auf sich gestellt, auch nur ansatzweise Arbeitszeitreduktionen etwa in

dem klimapolitisch gebotenen Umfang durchzusetzen.²⁵ Eine Bewegung, die die Lebenszeitfrage neu stellt, kann nur Erfolg haben, wenn sie von vornherein den Charakter einer Bewegung zur Erreichung multipler Ziele annimmt. Die Forderung nach Arbeitszeitverkürzung wäre also als eine Schnittstellenforderung zu formulieren, an der u.a. der Kampf gegen das Klimadesaster und das Bedürfnis nach weniger Hektik und mehr frei verfügbarer Zeit zusammenlaufen und die weit über die klassische Gewerkschaftsklientel hinaus Ausstrahlungskraft gewinnt.

5.

Was die Geschlechterfrage angeht, war Marx zweifellos ein Kind seiner Zeit. Wenig dürfte ihm fremder gewesen sein als eine radikale Kritik der patriarchalen Ordnung. Wenn man den von ihm skizzierten emanzipativen Reichtumsbegriff weiterdenkt und Reichtum als Beziehungsreichtum begreift, dann enthält das aber gerade in Hinsicht auf das Geschlechterverhältnis weitreichende Implikationen. Man kann diesen Gedanken nämlich nicht konkretisieren, ohne dass sich die Rangordnung von traditionell männlich und weiblich konnotierten Tätigkeitsfeldern auf den Kopf stellte, und das wiederum kann nicht ohne Folgen für die Geschlechterbeziehung insgesamt bleiben.

So viel dürfte in dieser Hinsicht auf der Hand liegen: In der kapitalistischen Gesellschaft nimmt die Erwerbsarbeit die Position des Zentralgestirns ein, um das die gesamte Wirtschafts- und Lebensweise kreist. Angesichts der Strahlkraft dieser Sonne erscheinen die im häuslichen Rahmen verrichteten Aufgaben als in einem Schattenreich zu erledigende Aufgaben. Nur wenn sich mit einer Tätigkeit Geld verdienen lässt, ist diese als gesellschaftlich vollgültig und reichumsstiftend anerkannt. Im Lichte eines vom Gelderwerb konsequent abgelösten Reichtums-

²⁵ Das heißt nicht, dass es in den nächsten Jahren nicht zu größeren Arbeitsreduktionen kommen wird. Nicht von ungefähr gehen fortschrittlichere Kapitalfraktionen dazu über, neue Arbeitszeitmodelle anzubieten (Viertage-Woche). Vor allem bei Arbeiten, die primär Intellekt und Konzentrationsvermögen fordern, führen die heute geltenden Arbeitszeitregelungen zu einem hohen Grad an Ineffizienz. Diese Verkürzungen dürften aber nur Beschäftigtengruppen zugutekommen, die vom Kapital dringend gebraucht werden. Die Tendenz zu einer höchst großen Bandbreite von Arbeitszeitlängen, die schon die neoliberale Phase kennzeichnete (s.o.) dürfte sich fortsetzen.

konzept wird es unerfindlich, warum unbezahlte häusliche Tätigkeiten von nachgeordneter Bedeutung sein soll.

Etwas anderes ist aber fast noch wichtiger. Ein Reichtumsbegriff, der statt auf tote Dinge auf lebendigen Beziehungen abhebt, stellt notwendigerweise ein Anti-programm zum Kultus des *Homo faber* dar. Mit dem Siegeszug des Kapitalismus stieg der Werkzeuge schwingende, der äußeren Natur seinen Gestaltungswillen aufzwingende Mensch zum Inbegriff des Menschen auf. Reichtum als Beziehungsreichtum fassen, heißt, den Nimbus des *Homo faber* demontieren. Zur genuin kapitalistischen Tätigkeitsform der Arbeit gehört die scharfe Trennung von Subjekt und Objekt. In der Arbeit trifft der mit seinen Apparaten bewaffnete Arbeitende als aktiver Teil auf das passiv gedachte, zur beliebigen Verwendung vorgesehene Arbeitsmaterial. Der Arbeitende tut, und dem Arbeitsgegenstand wird getan. Nicht von ungefähr nahm der Siegeszug der Lohnarbeit von den Manufakturen und Fabriken seinen Ausgang. Bei der industriellen Produktion passt der Arbeitsinhalt ideal zur Tätigkeitsform der Arbeit. Wo Care-Aufgaben in Erwerbsarbeit verwandelt werden, sieht das völlig anders aus. Ihre Erfüllung beinhaltet wesentlich zwischenmenschliche Interaktion; dazu aber gehört Empathie und damit gerade das, wofür in der Tätigkeitsform der Arbeit eigentlich kein Platz vorgesehen ist. Wo immer der Modus Arbeit sein Recht fordert, geraten die Menschen, denen die Sorgetätigkeit gilt, unter die Räder.²⁶ Wenn heute über den Pflegenotstand diskutiert wird, dann wird für die untragbaren Zustände in den Einrichtungen »die Ökonomisierung« verantwortlich gemacht. Und in der Tat, der Einzug betriebswirtschaftlicher Logik hat zu einer Arbeitsverdichtung geführt, die die Pflegekräfte zwingt, sich auf die notwendigen Pflegeverrichtungen zu konzentrieren und ihnen keine Zeit lässt, sich den betreuten Menschen zu widmen (Mohan 2019). Das Problem hat aber noch eine grundsätzliche Dimension: Die kapitalistische Tätigkeitsform Arbeit und der Inhalt von Sorge-Aufgaben passen einfach nicht zusammen.

²⁶ Bestimmte Teilbereiche des Care-Sektors haben eine hohe Virtuosität darin entwickelt, den Arbeitsgegenstand der Tätigkeitsform Arbeit anzupassen. Man denke etwa an eine Medizin, die aus Menschen Organansammlungen macht, indem sie sich auf das therapiebedürftige Einzelorgan konzentriert. Diese Verfahrensweise hat den Vorteil, dass die Grenze zwischen Arbeitsgegenstand und Bearbeiter so klar ist wie in der Autowerkstatt. Dem kranken Menschen wird sie allerdings nicht gerecht.

6.

Die kapitalistische Gesellschaft ist also nicht nur destruktiv, weil in ihr zu viel gearbeitet wird. Arbeit, begriffen als die spezifisch kapitalistische Tätigkeitsform, weist per se zerstörerische Züge auf. Wie eingangs schon skizziert, handelt es sich bei ihr um ein Zurichtungsverhältnis, weil in der Arbeitswelt sich die Arbeitenden auf ihre eigenen Fähigkeiten und Fertigkeiten wie auf eine ihnen äußere Größe beziehen und die übrige Welt zu einer Ansammlung toter Dinge degradiert wird. Im Care-Sektor tritt die Unangemessenheit dieser Art von Weltbeziehung allerdings besonders scharf hervor, weil hier lebendige Menschen zum »Arbeitsgegenstand« werden. Die Verwandlung des Gegenübers in einen Arbeitsgegenstand ist aber das genaue Gegenteil dessen, was Care-Aufgaben wesentlich ausmacht, nämlich Empathie und eine Interaktion, die den Bedürfnissen des Gegenübers gerecht wird. Dementsprechend zielt die Neubestimmung des Reichtums im Zeichen der *disposable time* wesentlich auf die Umgestaltung der Care-Tätigkeiten und perspektivisch auf deren Befreiung von der kapitalistischen Tätigkeitsform der Arbeit. Es geht vor allem anderen darum, der heute systematisch an den Rand gedrängten Zwischenmenschlichkeit Freiraum zu verschaffen, und das setzt natürlich voraus, dass dafür ausreichend Zeit bleibt. Natürlich ist eine Absenkung der individuellen Regelarbeitszeit angesichts der permanenten Überforderung in vielen Bereichen unabdingbar; aber zum einen dient auch das mit einer qualitativen Verbesserung der Care-Situation; zum anderen dürfte gesamtgesellschaftlich der auf Care-Tätigkeiten entfallende Zeitfonds eher wachsen denn schrumpfen. Wenn eine wirklich reiche Gesellschaft sich dadurch auszeichnet, dass die Menschen zur Natur, zu sich und zu anderen vielfältige Beziehungen eingehen und entwickeln, dann gehören zu diesen anderen natürlich nicht nur gesunde Erwachsene. Beziehungsreichtum, der sehr junge, sehr alte oder kranke Menschen ausspart, wäre keiner. Die Ausgestaltung von Care-Beziehungen dürfte vielmehr der wichtigste Gradmesser dafür sein, wie lebenswert, wie reich eine Gesellschaft wirklich ist. Heute entscheidet der Markterfolg darüber, was getan und was gelassen wird. Heute besorgt der Markterfolg die Priorisierung von Tätigkeiten. In einer freien Gesellschaft entscheiden die gesamtgesellschaftlichen und individuellen Bedürfnisse darüber, was getan und was gelassen wird.

7.

In den traditionellen Arbeitskämpfen übernahm die Industriearbeiterschaft die Avantgardefunktion, während die Beschäftigten im Care-Bereich bei der Durchsetzung ihrer Interessen immer mit weitem Abstand hinterherhinkten. Bis heute gehört der Care-Bereich, gemessen am Qualifikations- und Belastungsniveau, zu den chronisch unterbezahlten Sektoren. Ein Grund dafür ist sicherlich darin zu suchen, dass die Rücksichtnahme auf den »Arbeitsgegenstand« einen entschiedenen Interessenkampf behinderte. Wo es um die Betreuung von Menschen geht und nicht um die Herstellung toter Dinge, wird schon aus Rücksicht auf die Aufgabe (oder den Arbeitsinhalt) nicht so schnell gestreikt. Wie Stefanie Hürtgen betont, hängt die Arbeitszufriedenheit gerade im Care-Sektor wesentlich davon ab, wie gut es den Betreuten geht (Hürtgen 2022), und so ist die Bereitschaft der Beschäftigten, bei der Durchsetzung der eigenen Interessen zurückzustecken, dort besonders ausgeprägt. Aus dem Nachteil wird indes eine besondere Stärke, sobald man den Rahmen bloß der Interessenpolitik verlässt und bedürfnispolitisch orientierte Kämpfe führt.²⁷ Unter dem neuen Vorzeichen ist es keine Kunst, die Brücke vom Bedürfnis, der Überlastung im Care-Sektor zu entrinnen, zu den Bedürfnissen der Betreuten nach einer guten Versorgung zu schlagen. Die Arbeitsbedingungen der im Care-Sektor Tätigen sind gleichzeitig wesentlich die Lebensbedingungen der Betreuten in den jeweiligen Einrichtungen. Die heillose Überlastung von Lehrerinnen und Erziehern baden die betroffenen Kinder mit aus, und wenn Pflegepersonal gezwungen wird, am Limit zu arbeiten, geht das zulasten der Patienten. Diese simple Tatsache ermöglichte in der Welt der klassischen Industriearbeit unbekanntes Solidaritätslinien. Noch nie hat ein Werkstück

²⁷ Den Gedanken eines bedürfnispolitischen Turns haben zuerst die Vertreterinnen und Vertreter des Konzepts Care-Revolution entwickelt. So schreibt Gabriele Winker: »Hier setzt die Transformationsstrategie der Care Revolution an. Sie stellt anknüpfend an feministische Theorie und Politik die grundlegende Bedeutung der Sorgearbeit im nicht entlohnten familiären Bereich ebenso wie im entlohnten Care-Bereich ins Zentrum sozialer Auseinandersetzungen und plädiert entsprechend dafür, das gesamte gesellschaftliche Zusammenleben ausgehend von menschlichen Bedürfnissen zu gestalten. Damit wird Sorgearbeit, die in den meisten politischen Strategien ebenso wie in den vorherrschenden ökonomischen Theorien keine Rolle spielt, als Bezugspunkt der Gesellschaftsveränderung gewählt.« (Winker 2021, S.137)

sich die Forderungen der um eine Arbeitszeitverkürzung kämpfenden Industrie-Belegschaft zu eigen gemacht, und das dürfte auch in Zukunft nicht geschehen. Der Pflegenotstand trifft dagegen gleichermaßen die Pflegekräfte wie die Menschen, denen Care-Tätigkeiten zuteilwerden, und damit weitet sich der Kreis der Mobilisierbaren enorm aus. Krankenhauspatientin etwa sind potenziell alle, und dementsprechend kann die Qualität der Krankenhausversorgung niemandem gleichgültig sein. Viele haben Kinder oder pflegebedürftige Angehörige und wünschen sich eine gute Betreuung für diese. Für den Kampf für Arbeitnehmerinteressen lassen sich erstmal nur die Lohnabhängigen mobilisieren. Unter bedürfnispolitischen Vorzeichen geführt, konvergieren dagegen die Anliegen der Beschäftigten mit dem Ziel, die Lebensbedingungen der Nutznießer ihrer Leistungen zu verbessern. Als eine Art Generalnenner könnte das Motto *the whole life matters* dienen. Als Antiprogramm zur gnadenlosen Auspressung der Beschäftigten und der Notversorgung von Hilfsbedürftigen mit unzulänglicher Kaufkraft steht es für das Doppelziel, dass Tätigwerden im Pflegesektor Teil eines »guten Lebens« sein kann und gleichzeitig die vielfältigen Bedürfnisse von Menschen, die in ihrer Leistungsfähigkeit aktuell oder dauerhaft eingeschränkt sind, gesellschaftlich voll zählen – und das nicht nur in frommen Gesetzestexten, sondern in der sozialen Wirklichkeit.

Angesichts der katastrophalen Verhältnisse ist in Sachen Pflegenotstand ein gewisses Problembewusstsein weit verbreitet. Die Forderungen des Pflegepersonals nach besseren Arbeitsbedingungen treffen bei vielen Menschen auf Verständnis und Sympathie. Selbst Organisationen, die nicht gerade für eine Fundamentalkritik von Ware und Arbeit stehen, treten inzwischen mit Slogans an die Öffentlichkeit, die, zu Ende gedacht, den beschränkten Horizont des überkommenen Interessenkampfes sprengen. Schon 2002 trug die zentrale Kampagne von Attac den Titel »Gesundheit ist keine Ware«; inzwischen schreibt sich auch der DGB, allen voran die für die Beschäftigten im Gesundheitssektor zuständige Gewerkschaft ver.di, diese Losung auf die Fahnen. Natürlich heißt das nicht, dass die hiesigen Gewerkschaften gerade dabei wären, auf eine fundamentale Kritik der kapitalistischen Reichtumsform einzuschwenken. Hinter der Kritik an der Kommodifizierung des Gesundheitssektors steht in der Regel nicht mehr als der Wunsch, die vor den großen Privatisierungsschüben herrschenden Verhältnisse zu restaurieren, also die Daseinsvorsorge wieder in die öffentliche Hand zu legen.

Das ändert indes nichts daran, dass mit dem Pflegenotstand ein gesellschaftlicher Konflikt aufbricht, der sich bedürfnispolitisch besetzen lässt und so auch besetzt werden muss. Das gilt umso mehr, als noch etwas anderes klar ist: Das Verständnis für die Anliegen der Belegschaften im Care-Sektor immunisiert die Öffentlichkeit nicht gegen das Totschlagargument der »Finanzierbarkeit«. Wer als potenzieller Patient bessere Bedingungen in der Pflege für erstrebenswert hält, kann sich gleichzeitig als Beitragszahler vor den finanziellen Konsequenzen scheuen; jeder und jede kann sich nun einmal an zwei Fingern abzählen, was eine entscheidende Verbesserung der Pflegebedingungen für den eigenen Geldbeutel bedeutet, solange das hiesige Gesundheitswesen seine derzeitige Organisationsstruktur im Kern behält. Der Wunsch, dass dringende Bedürfnisse befriedigt werden, und der Respekt vor der kapitalistischen Reichtumsform lassen sich nicht so recht unter einen Hut bringen. Dementsprechend stöhnt der Alltagsverstand mit Goethes Faust: »Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust.« Da drängt sich natürlich die Frage auf, wie von einem emanzipativen Standpunkt aus mit diesem Dilemma umzugehen sei. Das gilt umso mehr, als dieser Zwiespalt kein Sonderphänomen des Pflegesektors ist, sondern sehr viele Bereiche betrifft. Alle Aufgaben, die für die gesellschaftliche Reproduktion unerlässlich sind, aber sich nicht in individuellen Warenkonsum übersetzen lassen, verursachen Kosten, stehen deshalb unter Finanzierbarkeitsvorbehalt und sind immer dann vom Rotstift bedroht, wenn das Kapital nicht unmittelbar auf sie angewiesen ist.

8.

Die reformistische Linke versucht das Publikum dadurch von ihren Forderungen zu überzeugen, dass sie den grundsätzlichen Antagonismus zwischen einem guten Leben einerseits und der Herrschaft von Arbeit und Ware wegretuschiert. Nach dem Motto »Geld ist genug da« dimensioniert sie den Kampf für ein besseres Leben zu einem bloßen Verteilungskampf herunter. Diesem Erklärungsmuster zufolge verhindern nur die Sonderinteressen bestimmter Kreise, dass alle von den Früchten unserer »Arbeitsgesellschaft« profitieren, und blockieren die überfällige ökologische Wende.

Wer Zuflucht zu diesem Narrativ sucht, tut dem Gedanken der Emanzipationen keinen Gefallen. Im Gegenteil, schon seit Jahrzehnten überzeugt es aus einem einfachen Grund nicht so recht: Die bloße Behauptung »wir da unten«

hätte gegenüber »denen da oben« ein gemeinsames Interesse ist kein tragfähiger Ersatz für eine reale Interessenkonvergenz aufseiten der Lohnabhängigen. Schon unter den Bedingungen des neoliberalen Zeitalters erschöpften sich die Mobilisierungsversuche auf den Appell, der Staat solle doch seine Redistributionspotenz anders, nämlich zugunsten der breiten Bevölkerung einsetzen. In dieser Phase war die Vorstellung, es ginge nur um Verteilungsfragen, freilich immerhin noch insofern halbwegs plausibel, als die Dynamik fiktiver Kapitalschöpfung tatsächliche Verteilungsspielräume schuf. Auf dieser Stufe bleibt der Krisenprozess aber nicht stehen, und damit gewinnt der Widerspruch zwischen kapitalistischem Reichtum einerseits und sinnlich-stofflichem Reichtum andererseits eine neue Qualität. Das schließt ein u.a., dass der Versuch, der Klimakatastrophe gegenzusteuern und gleichzeitig den produktivistischen Wachstumswahn und die Herrschaft der Arbeit aufrechtzuerhalten nicht nur, wie oben skizziert, zum Scheitern verurteilt ist, sondern obendrein soziale Verwerfungen ohne Ende schafft.

Die kapitalismuskompatible Antwort auf die Begrenztheit der Naturressourcen besteht darin, immer mehr Zahlungsunfähige vom Zugang auszuschließen. Wer das emanzipative Anliegen für die Zukunft nicht desavouieren will, muss sich heute schon ganz entschieden von der irren Gedankenwelt eines *Green New Deal* absetzen und offensiv eine antiproduktivistische Position beziehen. Die lässt sich aber jenseits von Verzichtsideologien kohärent nur als eine Fundamentalkritik an Arbeit und Ware, also von kapitalistischer Tätigkeitsform und kapitalistischer Reichtumsform formulieren. Diese Ausrichtung klingt nicht nur radikal, sie ist es auch. Unter den Bedingungen der fundamentalen Krise der kapitalistischen Wirtschafts- und Lebensweise ist diese Radikalität aber die einzig realistische Ausrichtung, will das emanzipative Lager aus seiner Defensive herausfinden und noch einmal geschichtsmächtig werden. In der Aufstiegsphase der Warengesellschaft bot sie innerhalb ihres Rahmens Spielräume für große emanzipative Bewegungen. Diese existieren heute indes nicht mehr. Deshalb akzeptiert, wer die Unhintergebarkeit von Arbeit und Ware akzeptiert, letztlich das Ende aller emanzipativen Hoffnungen. Die alte Arbeiterbewegung träumte davon, dass das Klasseninteresse der Arbeitskraftverkäufer über das der Kapitalistenklasse obsiegt, und von einer neuen Gesellschaft, in der die Sonne der Arbeit »ohn' Unterlass« scheint. Der gemeinsame Fluchtpunkt der Emanzipati-

onsbewegungen des 21. Jahrhunderts kann dagegen nur die Neubestimmung des gesellschaftlichen Reichtums sein. Solange gesellschaftlicher Reichtum Warenreichtum bedeutet, geht der Gang des Verhängnisses beschleunigt weiter. Diesen beenden und eine freie Gesellschaft zu errichten, heißt, die »*disposable time* aller« (MEW 42, S. 604) zum wahren Reichtum und die Bedürfnisbefriedigung zum Inhalt der gesellschaftlichen Produktion zu machen.

Dieser Kampf ist letztlich ein Kampf darum, ob die versachlichten Zwänge des Kapitalismus und der Gehorsam gegenüber den Imperativen der Warenwelt unser aller Lebenszeit bestimmen und strukturieren oder die freie Kooperation der Menschen in und außerhalb der Produktion. Seine Reichweite geht über die Arbeitszeitkämpfe der Vergangenheit weit hinaus. Während diese noch darauf ausgelegt waren, Lebenszeit neben der Arbeitszeit zu gewinnen, geht es jetzt um die Befreiung der gesamten Lebenszeit von der kapitalistischen Tätigkeitsform der Arbeit. Der Gedanke als solcher ist nicht neu. Schon in der deutschen Ideologie konstatierte der junge Marx, »daß in allen bisherigen Revolutionen die Art der Tätigkeit stets unangetastet blieb und es sich nur um eine andre Distribution dieser Tätigkeit, um eine neue Verteilung der Arbeit an andre Personen handelte, während die kommunistische Revolution sich gegen die bisherige Art der Tätigkeit richtet, die Arbeit beseitigt«. (MEW 3, S. 69) Hohe Zeit, damit ernst zu machen.

Literatur

Becher, Johannes R. (1929): Er rührte an den Schlaf der Welt (Lenin).
erinnerungsort.de/lied/er-ruehrte-an-den-schlaf-der-welt-lenin/

Bierwirth, Julian (2024): Thesen zur Kritik des modernen Naturverhältnisses. Krisis-Working Paper 2, 2024.
www.krisis.org/2024/thesen-zur-kritik-des-modernen-naturverhaeltnisses/

Blüm, Norbert, (2011): Ehrliche Arbeit. Ein Angriff auf den Finanzkapitalismus und seine Raffgier, Güterloh 2011. www.buecher.de/artikel/buch/ehrliche-arbeit/32537025/
Freiligrath, Ferdinand: Ehre der Arbeit.
www.zgedichte.de/gedichte/ferdinand-freiligrath/ehre-der-arbeit.html

Hürtgen, Stefanie (2022): Gesellschaftliche Arbeit und soziale Demokratie. In: Prokla 206, S. 97-115, doi.org/10.32387/prokla.v52i206.1981

Heckmann, Friedrich (1988): Der Kampf um den freien Sonntag im 19. Jahrhundert, In: Przybylski, Hartmut/ Rinderspacher, Jürgen (Hrsg.) Das Ende gemeinsamer Zeit?, Bochum 1988.
serwiss.bib.hs-hannover.de/frontdoor/deliver/index/docId/156/file/heckmann_kampf_um_freien_Sonntag_19_Jahrhundert_1988b.pdf

Knapp, Ulla (1983): Frauenarbeit in Deutschland zwischen 1850 und 1933: T. I. Historical Social Research, 8(4), 42-82. doi.org/10.12759/hsr.8.1983.4.42-82

Lohoff, Ernst (2020): Wie Sand am Meer. Kleine politische Ökonomie des Wachstumszwangs. In: Ernst Lohoff/ Norbert Trenkle (Hrsg.): Shutdown. Klima, Corona und der notwendige Ausstieg aus dem Kapitalismus. Münster: Unrast-Verlag, 2020, S. 97-120

MEW 1 = Marx, Karl: Debatten über das Holzdiebstahlsgesetz, Marx-Engels-Werke, Bd. 1, Berlin 1981

MEW 3 = Marx, Karl: Die deutsche Ideologie, Marx-Engels-Werke, Bd. 3, Berlin 1978

MEW 18 = Marx, Karl: Nachwort zu »Enthüllungen über den Kommunisten-Prozeß zu Köln«, Marx-Engels-Werke, Bd. 18, Berlin 1976

MEW 23 = Marx, Karl: Das Kapital Bd. 1, Marx-Engels-Werke, Bd. 23, Berlin 1983 [nach der 4. Aufl. 1890 (1. Aufl. 1867)]

MEW 40 = Marx, Karl : Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844, Marx-Engels-Werke, Bd. 40, Berlin 1983

MEW 42 = Marx, Karl: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. Marx-Engels-Werke, Bd. 42, Berlin 1983. [1939/1941 (aus den Handschriften von 1857-58)]

Marx, Karl (1982) Karl Marx über Friedrich Lists Buch »Das nationale System der politischen Ökonomie«. Berlin (Ost) 1982

Mohan, Robin (2019): Die Ökonomisierung des Krankenhauses. Bielefeld 2019

von Redecker, Eva (2021): Revolution für das Leben. Philosophie der neuen Protestformen. Frankfurt am Main 2021

Scholz, Olaf (2023):

www.bundesregierung.de/breg-de/aktuelles/rede-von-bundeskanzler-scholz-anlaesslich-der-kundgebung-des-dgb-am-1-mai-2023-in-koblenz-2187254

Streichhahn, Vincent (2021): Wie sich die proletarische Frauenbewegung gegen den Antifeminismus behauptete. In: Jacobin 22.2.2021,

www.jacobin.de/artikel/proletarische-frauenbewegung-clara-zetkin-emma-ihrer-helma-steinbach-antifeminismus-adav-agitationskomitees-frauenkonferenzen

Syrup, Friedrich: 100 Jahre staatliche Sozialpolitik. Stuttgart 1957

Thönnessen, Werner (1969): Frauenemanzipation – Politik und Literatur der deutschen Sozialdemokratie zur Frauenbewegung 1863-1933 , Frankfurt am Main: Europäische Verlags-Anstalt. 1969

Winker, Gabriele (2021): Solidarische Care-Ökonomie. Revolutionäre Realpolitik für Care und Klima. Bielefeld 2021

Krisis - Kritik der Warengesellschaft

Krisis Beiträge seit 2013:

- 1 / 2013 PETER SAMOL
Michael Heinrichs Fehlkalkulationen der Profitrate
Zur Widerlegung von Michael Heinrichs »Kritik am Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate« und über die Bedeutung der schrumpfenden Wertmasse für den Krisenverlauf
- 2 / 2013 ERNST LOHOFF
Auf Selbstzerstörung programmiert
Über den inneren Zusammenhang von Wertformkritik und Krisentheorie in der Marxschen Kritik der Politischen Ökonomie
- 3 / 2013 JULIAN BIERWIRTH
Gegenständlicher Schein
Zur Gesellschaftlichkeit von Zweckrationalität und Ich-Identität
- 4 / 2013 PETER SAMOL
Ein theoretischer Holzweg
Die seltsame Fassung des Begriffs der »unproduktiven Arbeit« von Robert Kurz und wie er sich als Reaktion auf die Kritik daran in einen noch tieferen Schlamassel begeben hat
- 1 / 2014 ERNST LOHOFF
Kapitalakkumulation ohne Wertakkumulation
Der Fetischcharakter der Kapitalmarktwaren und sein Geheimnis
- 1 / 2015 JULIAN BIERWIRTH
Henne und Ei
Der Wert als Einheit von Handlung und Struktur

- 1 / 2016 NORBERT TRENKLE
Die Arbeit hängt am Tropf des fiktiven Kapitals
Eine Antwort auf »Geht dem Kapitalismus die Arbeit aus?«
von Christian Siefkes
- 2 / 2016 JULIAN BIERWIRTH
Der Grabbeltisch der Erkenntnis
Untersuchung zur Methode des *Gegenstandspunkt*
- 3 / 2016 KARL-HEINZ LEWED
Rekonstruktion oder Dekonstruktion?
Über die Versuche von Backhaus und der Monetären
Werttheorie, den Wertbegriff zu rekonstruieren
- 4 / 2016 PETER SAMOL
All the Lonely People
Narzissmus als adäquate Subjektform des Kapitalismus
- 5 / 2016 ERNST LOHOFF
Die letzten Tage des Weltkapitals
Kapitalakkumulation und Politik im Zeitalter des fiktiven
Kapitals
- 1 / 2018 PETER SAMOL
Bitcoinblase und Blockchainballyhoo
Warum Bitcoin und andere Kryptowährungen kein Geld
darstellen und dieses auch nicht ersetzen können
- 2 / 2018 ERNST LOHOFF
Die allgemeine Ware und ihre Mysterien
Zur Bedeutung des Geldes in der Kritik der Politischen
Ökonomie
- 1 / 2019 JULIAN BIERWIRTH
Die Geburt des Ich
Aspekte von Identität und Individualität
- 1 / 2020 ERNST LOHOFF
**Warum das Wohnen unbezahlbar wird und was
dagegen zu tun ist**
Eine kleine politische Ökonomie des Immobiliensektors

- 1 / 2021 KARL-HEINZ LEWED
Beziehungsstörung Kapitalismus
Grundlinien einer kategorialen Kritik von Arbeit,
kapitalistischer Naturbeziehung und männlicher Herrschaft
1. Teil: Entbettung und die Substanz der Arbeit
- 2 / 2021 JULIAN BIERWIRTH, LOTHAR GALOW-BERGEMANN,
KARL-HEINZ LEWED, ERNST LOHOFF, PETER SAMOL, NORBERT TRENKLE
Die Gretchenfrage neu gestellt
Über das Verhältnis von Kapitalismus, Religion und
Religionskritik im 21. Jahrhundert
- 1 / 2022 JULIAN BIERWIRTH
Gesellschaftsform und Eigentum
Zur Kritik der Sachherrschaft
- 1 / 2024 NELE FUCHS
Verzerrtes Interesse an rechtem Terror
Der Anschlag in Halle 2019
- 2 / 2024 PETER SAMOL
Welche Arbeit schafft den Wert?
Überlegungen zu einer eindeutigen Begründung des
Unterschieds zwischen produktiver und unproduktiver
Arbeit
- 3 / 2024 KARL-HEINZ LEWED
Der Begriff der Arbeitskraft

Das komplette Archiv der Krisis seit 1986 findet sich auf www.krisis.org.

Ein Teil der Druckausgaben ist noch erhältlich und kann bei folgender Adresse bestellt werden:

Förderverein Krisis | Postfach 81 02 69 | 90247 Nürnberg | krisisweb@yahoo.de

k